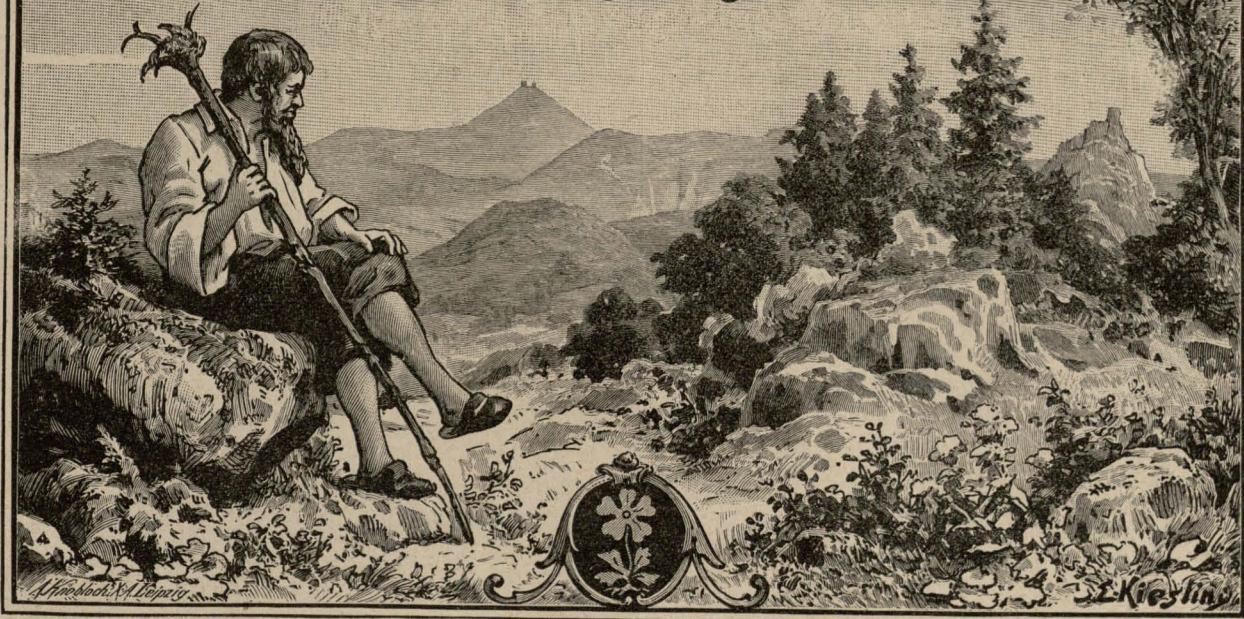


# Der Wanderer im Riesengebirge.



Beitschrift des deutschen und des österreichischen Riesengebirgs-Vereins.

Nr. 12.

Erscheint in monatlichen Nummern.

28. Jahrg.

Laufende Nr. 314.

Hirschberg, den 1. Dezember 1908.

Band XI.

1. Dr. Siebel (Flinsberg): Im Urwalde des Riesengebirges.  
2. Adalbert Hoffmann, Landgerichtsrat (Breslau): Johann Christian Günther's Liebesjahr (1710—1715). (Fortsetzung und Schluss.)  
3. Siegfried Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Friedeberg a. Lu. (Fortsetzung.)

4. Jeschek, Schriftführer des Haupt-Vorstandes (Hirschberg): Riesengebirgsverein.  
5. O. Hoppe (Hirschberg): Ein Scheideweg im Hochgebirge.  
6. Oskar Beyer (Dresden): Die Schülerreise der Ortsgruppe Dresden ins Riesengebirge vom 21.—24. Juli 1908. (Fortsetzung.)

7. Alfred Schneider (Marklissa): Reform der Geschäftsordnung auf den Hauptversammlungen und Erweiterung des Vereinslebens im R.-G.-V.  
8. Jeschek, Schriftführer des Haupt-Vorstandes (Hirschberg): Sonderzüge.  
8. Siegfried Beck, Postmeister a. D. (Hirschberg): Inhaltsverzeichnis des XI. Bandes.

## Im Urwalde des Riesengebirges.

Bon Dr. Siebel = Flinsberg.

Der Herbst war wieder einmal gekommen. Regenfluten und Kälte hatten die Zahl der Kurgäste stark gelichtet, trotzdem sie in diesem Sommer eine tie vorher gewonnene Höhe erreichte. Unter den Wenigen, die ausgeharzt hatten, befand sich einer meiner ältesten Freunde von der Universität her, wo wir neben fleißiger Arbeit auch manchen tollen Streich mit einander ausgeheckt hatten. Jetzt wollte er unter meiner Führung in die verstecktesten Winkel des Riesengebirges eindringen. Endlich kam ein Tag, der vom Gleichmaß der andern sich dadurch unterschied, daß er weniger Berufssarbeit zu verlangen schien; zwar strömte wie gewöhnlich der Regen in Binsfadenstärke vom Himmel, aber die Kunst der Stunde mußte genügt werden. Unter dem Kopfschütteln unserer besseren Hälfte zogen wir in Lodenanzug und Bergschuhe, angeblich wasserdicht gefleidet von damen. Männle hatte anfangs ob des triefenden Regens etwas gezaudert, dann aber setzte er sich mit vergnügten Sprüngen an die Spitze, als er sah, daß es Ernst wurde.

Am Abhange der Brandhöhe meinten Holzfäller, um die Wetteraussicht befragt: „es ward wu no mihr

kumma, Herr Ducter, bleiba s' ofk derheeme!“ Manchmal kommt es ja aber glücklicherweise anders und so auch heute. Der Regen hörte schon auf, als wir den Steilhang oberhalb des sogenannten Bahnhofes zum Schneeloche emporklossen; und es war gut so, denn wenn der Schweiß und die Feuchtigkeit von außen sich weiter so entgegen gearbeitet hätten, wäre es bald mit der Wassererdigkeit des Anzuges vorbei gewesen. Dann ließen wir Heufuder und Tafelsichte links und rechts liegen und stolperten im wahren Sinne des Wortes zur großen Her hinunter, mußten wir doch das Gleis einer Waldeisenbahn benützen, zu dessen beiden Seiten die Zugpferde Schlammgräben getreten hatten. Weiter ging es auf breitem Forstweg dahin; mein guter Freund höhnte schon in verschiedenen Tonarten, wo dem eigentlich der Urwald bliebe, von welchem ich erzählt hatte. In diesem Augenblitke erhielt er aber eine deutliche Mahnung, indem er auf den schlüpfrigen Pfosten der ersten Herbrücke ausglitt und in ganzer nicht unbeträchtlicher Leibeslänge dalag. Nun bogen wir an der Landesgrenze in einen schmalen Pfad ein, der wohl nur von den Grenzbeamten und Paschern benützt werden mag. Eine lange Weile führte er im Zickzack durch Knieholzbüsche und um Moorlachen,

welche alle reichlich feucht waren. Die ganze Moorflora des Jägergebirges, Moosbeere, Rauschbeere, Zwergbirke, SonnenTau, war ausgiebig vertreten. Von der Fauna sahen wir außer ein paar Schneelärchen nichts, nur konnten wir ahnen, daß Rotwild in der Nähe wechselte, da Mäne's Aufregung immer größer wurde und er Fährte um Fährte aufnahm, so daß schließlich die Leine seinen Forschungsdrang eindämmen mußte. Friedlich zogen wir so unseres Weges, bis plötzlich ein hoch ange schwollenes Flüschen, das Schlammloß, unseren Pfad sperrte. Von der Brücke über dasselbe lag nur noch ein Träger, alles übrige hatte die Flut fortgerissen. Verlockend hing zwar eine Eberesche über das Wasser, aber sie hätte uns unfehlbar in dasselbe hineinbefördert, würden wir uns ihr anvertraut haben. So sahen wir uns dem vor wirkliche Urwaldverhältnisse gestellt und mußten einfach stromaufwärts wandern, um einen Übergang zu finden. Dieser bot sich verhältnismäßig rasch, da wir nach kurzem Suchen eine quer übergestürzte Fichte fanden, durch deren starrendes Geäst, wir rutschend und kriechend, unter uns den etwa anderthalb Meter tiefen Fluß, welchen ich damals ob seiner Wasserfülle fälschlich für die große Jäger hielt, aufs andere Ufer gelangen konnten. Dann ging es drüber durch ein Gewirr modernder Stammreste, Moortümpel, üppiger Binsen und Farren weiter, bis wir wieder an einem Bach standen, der unsere Schritte hemmte. Er bot verhältnismäßig wenig Schwierigkeiten, da wir bald eine Stelle fanden, wo wir von hohem Ufer auf eine Sandbank des anderen den Sprung wagten. Nunmehr gaben wir uns der frohen Hoffnung hin, die Flusläufe hinter uns zu haben, doch sollte es ganz anders kommen, denn plötzlich hörten wir vor uns ein Rauschen, welches nur von einem Flusse mit viel Wasser und starkem Gefälle herrühren konnte. Zu unserer großen Überraschung sahen wir dann auch bald, daß wir den ersten überquerten Fluß nicht richtig erkannt hatten und jetzt erst an der großen Jäger standen. Nun war guter Rat teuer! Gingen wir flussabwärts, dann mußten wir auf alle Fälle nochmals über die beiden Bäche weg, welche wir glücklich hinter uns hatten; wir mußten also wieder flussaufwärts ziehen in der Erwartung, daß der Zufall helfen werde. Auf dieser Wanderung hatten wir Gelegenheit, die Reste der Verheerungen des Hochwassers von 1897 zu bestaunen. Mächtige Schutthalde, aus deren Geröll Wurzeln und Stämme emporstarren, riesige Felsblöcke in wirrem Durcheinander, alles das zeugt noch heut von dem rücksichtslosen Walten grober Naturkraft. Nach fast einstündigem Kriechen über Stämme und durch Dickicht, wobei die tief herabhängenden Fichtenzweige ihren triefenden Segen mehr als einmal über uns ergossen, fanden wir endlich wieder eine Möglichkeit, den noch immer sehr breiten und reißenden Fluß hinter uns zu bringen. Einige dünne Stämme, durch ange schwemmt Gezweig verflochten, hatten eine Art Wehr gebildet. Auf allen vieren kriechend benützten wir diese schwankende Brücke, immer mit der Aussicht, in ein etwa 3 Meter tiefes unterhalb liegendes Strudelloch zu stürzen, wenn sie nachgab. Selbst Mäne traute ihr nicht und konnte sich nur in der Hoffnung auf ein großes Stück Zucker, welches ein

weißer Kiesel ihm vortäuschte, entschließen, nachzukommen. So waren wir denn alle drei wieder auf sicherem Ufer und bedauerten nur, daß kein Photograph unsern denkwürdigen Übergang der Mitt- und Nachwelt überliefern konnte. Ziemlich bald hatten wir den Forstweg nach Groß-Jäger gefunden. Nach einer weiteren Marschstunde, während der sich der Himmel, als wollte er unsere Mühe lohnen, sogar einmal ganz aufgehellt hatte, sahen wir dann im dortigen Forsthause, wo uns Erdener Treppchen bei einer Schüssel Jäger-Souvenirs bald alle Mühsale der Fahrt vergessen ließen. Und schön wars doch im Urwalde des Jägergebirges, trotzdem er keinen trockenen Faden an uns gelassen hatte!

### Johann Christian Günther's Liebesleben (1710—1715).

Von Adalbert Hoffmann.

(Fortsetzung und Schluß.)

In die erste Zeit ihrer Beziehungen (Sommer 1714) fallen wohl auch die beiden Madrigale „Von der Liebe“ und „An seine Magdalens“ (Ged. 558). Das Verbrechen eines ihr von Günther gestohlenen Kusses gab ihr einmal den Anlaß zu einer kurzen Verstimmung (Ged. S. 1052 und das hier wiedergegebene S. 934).

„Kluge Schönheit! nimm die Buße  
Eines armen Sünders an,  
Welcher Dir mit einem Kusse  
Gestern Abends weh getan,  
Und auf Deinen Rosenwangen  
Einen schönen Raub begangen.“

„Gönne mir nur dieses Glücke,  
Bald mit Dir versöhnt zu sein,  
Bis nach manchem kalten Blicke  
Deiner Augen Sonnenschein  
Mir und meiner Hoffnung lache  
Und mich endlich füñner mache.“

Enders hat in seinen Mitteilungen und Studien „Güntheriana“ (Zeitschrift f. d. Philologie 1907 S. 195) mit unumstrittlicher Sicherheit nachgewiesen, daß dieses Gedicht in einer von Schweidnitzer Schulfreunden Günthers geschriebenen Jugendgedichtsammlung enthalten ist und daher schon in Schweidnitz entstanden sein muß. Freilich kommt nicht das Jahr 1715, sondern die Zeit der ersten Entwicklung des Liebesverhältnisses zwischen Günther und Leonore, also allein das 2. Halbjahr 1714 in Frage. Man darf aber wohl noch einen Schritt weiter gehen und auch das Gedicht S. 922, weil aus der gleichen Situation entstanden, wie in den ersten Drucken als zusammengehörig behandeln. Die von dem Herausgeber Fessel fabrizierte Überschrift „Als er gleichfalls zu einer anderen Zeit dicht herauschel war“, auf deren Unzinnigkeit schon Fuld (Günther 121) hingewiesen hat, ist dann natürlich mit der sonst nicht so übelen Enders'schen Erklärung (Zeitsfolge 154) nicht zu halten. Die von Fessel mißgedeuteten Verse:

„Schweigen will ich mit dem Munde,  
Da das Herz nicht reden darf;  
Das Verhängnis dieser Stunde  
Handelt etwas gar zu scharf.“

Ich soll reimen und nicht wissen,  
Was sich diesmal reimen soll.<sup>18a)</sup>  
Fülle nur mit Deinen Küszen  
Die gesuchte Strophe voll!"

haben keinen anderen Sinn, als daß Leonore zwar nicht die Muse ihres Verehrers in Acht und Barn getan, aber ihm zur Strafe untersagt hat, seine leidenschaftlichen Empfindungen für sie in die an sie gerichteten Verse zu ergießen. Er soll reimen, ohne daß er mit seinem Herzen dabei ist! Die „ungewohnten Bande“, die seinem Herzen Schweigen gebieten, sind die Bande der Liebe, für ihn aber nur insofern ungewohnt, als er in dem vorangegangenen Halbjahr davon frei war. Man muß nun freilich noch weitere Folgerungen ziehen und die Gedichte S. 249, 251 und 252 ebenso in dieselbe Zeit und denselben Ereignis zuordnen. Auf die verschiedenen Anklänge in diesen 3 Gedichten hat schon Enders (Zeitfolge 175) aufmerksam gemacht. Dieselben Anklänge (kluge Schönheit, Schönheit der Welt, kluges Kind &c.) finden sich auch in den sicher der Schweidnitzer Zeit zuzuweisenden Gedichten S. 934 (s. oben), 318 und 253, das für Günther deshalb eine große Bedeutung hat, weil es die spröde Zurückhaltung Leonorens schließlich besiegt und ihm das Jawort der Geliebten eingetragen hat.

Als nämlich die Geliebte ihren Minnesänger immer weiter in den Schranken eines platonisch schmachenden Liebhabers hielte und ihm deshalb wegen eines geringen Übergriffs ein 2. Mal schmollte (Die 2 Gedichte „an seine Schöne“, Nachlese 94 und Ged. 260, „Als er sich einstens gegen sie zu frei aufgeführt“, Ged. 942 und „Als er sie wieder zu befästigen suchte“, Ged. 265 betreffen diese kleine Verstimmung), da entschließt er sich, in dem eben erwähnten Ged. S. 253 „Als er endlich wagte, ihr seine Liebe zu entdecken“ Leonoren seinen qualvollen Zustand vorzustellen und sie um das Geständnis ihrer Liebe anzufliehen.

Flammen in der Brust empfinden  
Und dabei nicht Feuer schrein,  
Heißt die Ruten größer binden  
Und sein eigner Henker sein.  
Die Verhöhlung der Gedanken  
Labet keinen düren Mund,  
Und die Scham verliebter Kranken  
Macht das Herz spät gefund.

Drum wohlan, mein Geist, entdecke  
Dies, was Deine Sehnsucht quält,  
Frisch gewagt, kommt bald zum Zwecke,  
Den die Furchtfamkeit verfehlt.  
Nein, mein Herz, ach schweig' und glaube,  
Dein Entdecken hilft Dich nicht,  
Weil bereits die schöne Taube  
Einem andern sich verspricht."

Auch die 1. Strophe des vorerwähnten Gedichtes „An seine Schöne“ aus der Nachlese verwendet das

<sup>18a)</sup> Ähnlich B. 45 des Ged. 241 „Weiß ich doch nicht, wen ich meine“, eine scherhafte Anspielung auf ein von Leonore in dem Bestreben, ihre Beziehungen zu Günther vorläufig geheim zu halten, gegebenes Verbot, in den Gedichten ihren Namen zu nennen. Daher die vielen Personifikationen statt des Namens der Geliebten in den Gedichten bis zum Verlobungstage (wie z. B. in Zeile 17 weiterhin) und alsdann noch Magdalas als Deckname. Vielleicht hat ein von Leonore gewünschtes Arostichon auf ihren Namen (das inhaltlich ganz unpersönliche Ged. 90) das oben mitgeteilte Gedicht begleitet.

von Enders (Zeitfolge 90) in seiner Beziehung wohl erkannte Bild der Taube:

Nur Eine bleibt in eine Taube,  
Und dieses, wertes Kind, bist Du;  
Die Welt hat nichts von süßem Schmerze,  
Als wenn ich Dir, vertrautes Herz,  
Die Arme um den Nacken tu  
Und dort zwei handvoll Blumen raube."

Dass das andere Gedicht „An seine Schöne“ (Ged. S. 260) und damit auch das denselben Vorfall behandelnde Ged. S. 942 in diese Zeit fällt, ergibt sich jetzt mit aller Bestimmtheit aus der schon erwähnten Schweidnitzer Jugendgedichtsammlung, die gerade das erste von diesen beiden Gedichten enthält (Enders, Zeitschrift f. d. Philologie 1907, 196). Es folgt dann weiter aus der Verwendung des Bildes „Taube“, daß Dr. Täuber, der im Sommer 1715 um Leonorens Hand warb, schließlich aber am 14. Januar 1716 ihre jüngere Schwester Maria Euphrosina heiratete (Ged. 538), schon im Frühjahr 1715 in Leonorens und Günthers Gesichtskreis trat und bei diesem nicht unbegründete Befürchtungen erweckte. Daher ist das Entdeckungsgedicht Günthers in der vorher mitgeteilten 2. Strophe mit einer genügend deutlichen Anspielung auf den Mitbewerber von einer leimenden Eifersucht dichtiert.

Der Enders'schen Untersuchung über die Entwicklung, die das Liebesverhältnis nun von Anfang April 1715 an nimmt, können wir mit der einen Ausnahme folgen, daß seine Störung durch die Werbung Täubers nicht erst in den November, sondern schon in die letzten Wochen des Monats August fällt. Dies lässt sich sowohl aus dem Umstande entnehmen, daß nach dem im Oktober 1715 von Leonore genommenen Abschied Günther nicht mehr in Schweidnitz anwesend ist, als auch namentlich aus dem Schweidnitzer Taschenbuch Günthers nachweisen, um dessen endgültige Erschließung sich Dr. Enders nach den Vorarbeiten B. Litzmanns ein großes Verdienst erworben hat. (Zeitfolge 20 f. und 92 ff.)

Am Vorabend des 3. April 1715 (des Namens-tages Günthers) erhört ihn endlich Leonore und gibt sich ihm zu eigen. Er feiert später diese denkwürdige Nacht als den Zeitpunkt ihrer Verlobung und vergisst selbst in seiner traurigsten Zeit nicht, ihr das schöne Erinnerungsmaß in dem Gedicht S. 631 „Bei der Widerkunft der Nacht auf den 2. April 1720 in Lauban“ zu setzen:

„Ach! kann Natur und Jahr Dich ja nicht ganz vermissen,  
So schleich doch unvermerkt, Du sonst beliebte Nacht,  
Und laß mich jetzt nur nichts von Lust und Schweidnitz  
wissen,  
Bis daß ein bess'rer Stern die Unkunst froher macht.  
Ich bin ja nicht gesickt, Dich würdig zu empfangen,  
Ich kann Dir nicht wie sonst mit Wein entgegen gehn

Ich kenne Dein Verdienst so gut als meine Pflichten,  
Du hast mir auf der Welt den größten Wunsch erfüllt,  
Und da fast alles schwur, den Anschlag zu ver-nichten,  
Mit Leonorens Gunst viel süße Furcht gestellt.  
Doch glaube das dabei, Du kommst mich hoch zu stehen,  
Was hab' ich nicht gesetzt, gedichtet und gesonnen!  
Wie öfters mußt' ich nicht zu Wette wachen gehn!  
Was ist es nicht vor Dual, drei Vierteljahr zu  
schwigen,

Wenn Gegenwart und Wort die stumme Lieb erhitzt?  
 Wie viel bedarf es Kunst, die Flammen recht  
 zu zeigen,  
 Was fühlt man, wenn das Kind dem andern  
 näher sitzt?  
 Jedoch ein Augenblick macht aller Müh vergeffen,  
 Ja, segensvolle Nacht! Dies tat Dein Augenblick,  
 Ich kann das süße Wort nicht oft genug ermessen:  
 Behalt, mein Kind, das Herz! Ich will es nicht zurück.  
 Ich feire Jahr vor Jahr in Dir das Fest des  
 Bundes,  
 Ich opfere, was und wie Gelüb'd' und Recht versprach,  
 Mit Beichern auf das Heil des allerliebsten  
 Mundes,  
 Aus dem das freie Ja mit feuschem Bittern  
 brach."

In Leonorens Garten und im Beisein ihrer Freunden kamen sich die Verlobten nun an den Frühlings- und Sommerabenden etwas freier bewegen. In dem Entwurf zu einem an die Freundinnen gerichteten Gedichte aus dem Schweidnitzer Taschenbuch (Nachlese 185) erinnert sie der Dichter vor dem Abschied von Schweidnitz daran mit den Worten:

"Gedenk ich an das Gartenfeld,  
 Das euer Schweiß so oft genecket,  
 So schwör ich, daß mich auf der Welt  
 Nichts, als die Abendlust, ergötzt,  
 Wenn mir dies Paar zur Seiten ging,  
 An dem mein Herz und Wohlsein hing." \*)

Auf den 18. April 1715 (nicht 9. April 1716) ist das kleine Gedicht S. 1051 „Als er seiner Magdalas nichts zum grünen Donnerstage geben konnte“ zu sehen. Die ersten 2 Verse

"Getreue Magdalas, Du forderst zwar den Zoll,  
 Der jährlich wieder kommt zum grünen Donnerstage.“ wollen nur besagen, daß es Sitte sei, sich alljährlich zu beschicken. In der nektischen Begründung ferner, daß Leonore doch bereits sein Herz gewonnen habe: „Kein guter Marzipan, kein Mantel von Damast läßt meiner Armut zu Dich reichlich zu beschicken, Und weil Du gestern schon mein Herz gestohlen hast,  
 So steht es nicht bei mir, es heute Dir zu schenken.“

ist das „gestern“ wohl nicht wörtlich zu nehmen.

Das in den Ausgaben an dieses anschließende Gedicht „An eben die Vorige, als er sie auf einige Zeit entbehren sollte“ scheint auch in der Tat zeitlich auf das andere zu folgen. Günther begibt sich gewiß wieder, wie im Jahre vorher, zur Feier des Namenstages seines Vaters (21. Juni) in seine Vaterstadt.

„Zwei Tage soll ich Dich und Deinen Umgang meiden,  
 Du treue Magdalas! Das geht mir bitter ein;  
 Bringt mir die kurze Zeit solch ungemeines Leiden,  
 Wie groß, bedenk es doch, wird nicht mein Schmerze sein,

\*) Der Garten, den Dr. Jachmann ausweislich der Steuerindiktion der Stadt Schweidnitz Rep. 40 Nr. VI 7 g bis 1727 an der Ziegelgasse zu eigen besaß, hat demnach in der Nähe der jetzigen Kurzen Gasse gelegen. Einen weiteren Grunderwerb hat ihm seine 49jährige Tätigkeit in Schweidnitz nicht möglich gemacht. Der Garten ist auf dem Plane II der Tiefel'schen Geschichte des Krieges von 1756 bis 1763 Stück IV (Freiberg 1781) östlich von der Luenette des Striegauer Forts genau verzeichnet, an der östlich und südlich vorbei die Ziegelgasse zu dem Feldwege nach der auf Schönbrunn zu gelegenen Ziegelei führte. Nach S. 7 ebenda sind die Vorstädte und Gärten bei dem Bau der Festungswerke auf ausdrücklichen Befehl des Königs geschont werden.

Wenn ich das Vaterland mit einer fremden Erde  
 Auf so viel Jahre bald einmal vertauschen werde?"

Auch der 10. Juli (der Tag vor Leonorens Namenstage) spielt in Günthers Erinnerung wohl deshalb eine wichtige Rolle, weil er am 10. Juli 1714 sich der Geliebten mit der ersten Dichtung genähert hatte. So ruft er sich in dem einen, am 10. Juli 1720 in Lauban entstandenen Gedichte S. 316 „Auf die Morgenzeit bei Erinnerung Leonorens“ die schöne Zeit des Sommers 1715 in das Gedächtnis:

"Ich ließ den Schlaf vergebens auf mich warten,  
 Und wenn mein Fleiß die finstre Nacht  
 Mit Kuß und Büchern zugebracht,  
 So zogst Du mich gleichwohl noch in den Garten;  
 Da trüefste mir erst das süße Mannabrot  
 Noch reicher als Dein Tau vom allerliebsten Munde,  
 Da machst ich ostermals mit unserm süßen Bunde,  
 Ich glaub aus Eifersucht, Aurora noch so rot.

Ach Schweidnitz! ach! Du Bild von Salems Toren,  
 Du Lustplatz meiner jungen Zeit,  
 Die sich den Mäusen ganz gemeiht,  
 Was hab ich nicht mit Dir vor Fried und Heil verloren?"

Und nun setzt als wichtige biographische Quelle das Schweidnitzer Taschenbuch Günthers mit einem Gedicht S. 300 „An seine Schöne“ ein, dessen Entstehungszeit sich aus der verworfenen Fassung im Manuskript „Vielleicht wirst Du in 40 Tagen So lange ich noch bei Dir bin, den Abschied . . .“ mit Sicherheit auf etwa den 8. August 1715 bestimmen läßt (Enders, Zeitfolge 92). In diesem Gedicht gibt der Dichter der Eifersucht Raum und drückt angefichts der fortgesetzten Bemühungen Täubers um Leonorens Kunst die Befürchtung aus, daß sie ihnen, wenn er erst einige Zeit von Schweidnitz fort sei, werde, nachgeben könnte.

Wer weiß, wer Dich in einer Frist  
 Von 24 Wochen küßt?"

d. h. um Mitte Februar 1716? Leonore scheint diesen Zweifel ihrem Dichter stark übel genommen zu haben. Denn das nächste (unvollständig gebliebene) Gedicht des Taschenbuchs (Nachl. 176 f) beginnt mit den Versen:

"Wohin, erzürntes Frauenzimmer?  
 Wohin? Vielleicht zu Deiner Dual.  
 Bisweilen hilft nicht allemal  
 Und oft gedroht, erschreckt nicht immer."

und sollte gegen Schluß mit dem Gelübde der Besserung der Verhöhnung das Wort reden:

"Verbanne den empfangnen Gross  
 Und komm, eh man den Torschluß läute,  
 Daß ich zu der Versöhnung schreite,  
 Die jetzt und ewig dauern soll."

Demselben Zwecke dient das durch seine schalkhafte Spitze noch von Günthers Gleichmut zeugende Gedicht „Er sucht seine erzürnte Schöne zu besänftigen“ (Nachlese 95) u. Ged. 255. Nun hält Täuber wirklich um Leonorens Hand an. Das an sie gerichtete Gedicht S. 560 „Als er von seinem Nebenbuhler abgestochen zu werden besorgte“ behandelt dies Ereignis. Als die Geliebte ihn jedoch aus der Liebespein nicht rasch genug befreit, so verliert er die Fassung und dichtet den wegen der Anklage an Haußs „Reiters Morgenlied“ auffallenden volksliedmäßigen „Abschied von seiner ungetreuen Liebsten: Wie gedacht, vor geliebt, ist ausgelacht“ (Nachlese 98). Günther erhält aber nach der kurzen Zeit qualvoller Ungewissheit von seiner Braut die Entscheidung, die er gleichwohl im Stillen erhofft hat und

die er sich in dem Liede (Ged. S. 257) „Dass man im Lieben nicht auf Reichtum, sondern auf die Vergnigung sehen müsse“ selbst entwirft, nämlich die Bestätigung ihrer Treue.

Durch diese Absage an die ungetreue Liebste und 2 anschließende Gedichte ist in dem Schweidnitzer Taschenbuch ein in der Nachlese in 3 Teile zerlegtes, in biographischer Hinsicht wichtiges Gedicht derart getrennt, dass die ersten 3 und die letzten 4 Strophen auseinandergerissen sind. Die erste von diesen durch *L i z m a n n* zuerst als ein Gedicht erkannten Strophen zeigt deutlich, dass es schon nach der Schulentlassung, aber noch vor dem Abschied Günthers von Schweidnitz geschrieben ist.

„Mein Buch, das eure Feder kennt,<sup>14)</sup>  
Das Zimmer, das nun wüste steht,  
Der Herd, der jetzt und einsam brennt,  
Die Straße, so nach Striegau geht,  
Der Abend, so den Freund erstach,<sup>15)</sup>  
Dass mir das Herz zehnmal brach,  
Das alles, sag ich, sind fürwahr  
Die Friedensstörer meiner Sinne.....“

Das Gedicht wendet sich an die Geliebte und ihre Freundin Johanna. Der Dichter gibt sich im Ausblick auf das nahe Scheiden schmerzlichen Erinnerungen und Abschiedsgedanken hin. In einem kleinen Gedicht aus Lauban „Als er sie mit einer Bitte beschwerte“ (Ged. 1048) ruft er ihr später zu:

„Gedenk an Schweidnitz, Ruschowitz, Bore.  
Dies was ich dort gewesen bin,  
Das werd ich ewig sein und bleibien.“

Und in dem zu seinem 3. und letzten Abschied von Leonoren (September 1720) verfaßten Gedichte S. 337 „Hier hast Du nun den dritten Schwur“ führt er denselben Gedanken noch weiter aus:

„Befinne Dich, was Schweidnitz wies,  
Von innen zwar ein Paradies,  
Von außen Unruh, Bank und Plagen;  
Und kommt Dir Roschowitz in den Sinn,  
So denk auch dort nach Bora u hin,  
Wo mich Dein Abschied wundgeschlagen.“

Günther hat hiernach in Ruschowitz bei Nimptsch mit der Geliebten (und ihrer Freundin) einige Tage süßen Angedenkens, in denen sie sich ihrem Liebesglück wohl zum ersten Male ganz ungestört und ungezwungen hingeben konnten, kurz vor dem ersten Abschiednehmen verlebt. Es kann dies nur nach der Aufführung seines *Theodosius*, dessen Vorbereitung und Regie ihn Wochen lang vorher in Tätigkeit gehalten haben müssen, also nach dem 25. September 1715 auf die letzte Einladung seines die Universitätsferien zu Hause verbringenden Schulfreundes Friedrich von Bock und Polach<sup>16)</sup> und seines Vaters hin geschehen sein. Und was für entzückende Tage muss unserem Dichter das „Eine Ruschowitz“ geschenkt haben, der Ort mit den lieben Erinnerungen an die Jugendgefährtin Flavia, an dem er so gern mit seinem Freunde in den Schulferien geweilt hat, dass er es in dem Ged. S. 668 „Auf das Absterben der Frauen Hedwig“

<sup>14)</sup> Sein steter Begleiter Horaz, in dem die Geliebte und ihre Freundin die Verse abgezählt hatten (s. Ged. 629).

<sup>15)</sup> S. 7 Zeile 16 hier.

<sup>16)</sup> Er ist ein Jahr vor Günther abgegangen und schon am 20. Jan. 1715 auf der Universität Frankfurt immatrikuliert. (Kopp, Studien über Günther, Euphorion 1894 S. 726.)

von Wenzky<sup>17)</sup> vermaßt von Bock (11. April 1715)“ fast überschwänglich preist:

„Dein an genehmer Kreis, Dein schmeichelndes Gefilde,

In welchem, wenn der Süd auf dem Getreide schiffet,  
Die Einfalt der Natur den Maler übertrifft,  
Macht unser Schlesien zu Edens Ebenhilde.  
Der Tag gab gute Nacht, der Abend ward gleich jung,  
Als ich den ersten Fuß auf Deinen Boden setzte;  
Der West, so dazumal mit Deinen Linden  
Ich wachte,  
Bezaubert auch mein Ohr durch die Erinnerung  
Wie öfters reizte mich die Wollust Deiner Auen;  
Wenn mir ein heitner Tag die Lust zur Arbeit  
stahl,

Bald einen frischen Hain, bald ein lebendig Tal,  
Bald die Ergötzlichkeit der Wiesen anzuschauen.  
Wenn dann nun der Horaz, so mein Gefährte war,  
Sein Tiber mir beschrieb, so konnt ich hier das Wesen,  
Gleichwie den Schattenrisch aus seinem Buche lesen  
Und nahm der Müdigkeit nur aus dem Schweiße wahr.“

Dass Leonorens Schweidnitzer Freundin Johanna zu diesen Abschiedstagen in Ruschowitz mit eingeladen wurde, darf nicht Wunder nehmen. Beide werden, da die Schule ja den Umgang der Schüler mit der weiblichen Jugend begünstigte, gewiss schon vorher, als der Sohn des Hauses<sup>18)</sup> noch der Schweidnitzer Schule angehörte, mehrmals Gäste der Familie von Bock gewesen sein. Der Gedanke, diesen Freundschaftszirkel noch einmal vor der Abreise der Hauptperson aus Schlesien an der gärtlichen Stätte zu vereinigen, lag gewiss nahe. Leonorens Freundin braucht dabei zu der Familie von Bock gar nicht in verwandtschaftlichen Beziehungen gestanden zu haben. Das zweite damals von Günther in Ruschowitz gedichtete und in das Schweidnitzer Taschenbuch eingetragene Lied „Der verliebte Kummer“ (Ged. 1177) wendet sich nur an die Freundin (die Vertraute seiner Liebe) und erwähnt (ein weiterer Beweis für den Entstehungsort) der Ruschowitzer Linden. Nach Strophe 2 dieses Liedes (s. Wanderer 1907 S. 6 Anm.\*.) muss der Abschiedsbesuch Günthers in die letzten Tage des Septembers und in die erste Hälfte des Octobers 1715 fallen. Er geht später auf mehrere Tage nach Striegau, um mit seinem Vater die Pläne für das Universitätsstudium und das zu seiner Reise und zu seinem Fortkommen Erforderliche zu besprechen. Zu diesem Zwecke nimmt er in dem Gedicht S. 256 „Als er sie seiner beständigen Treue versicherte“ nur einen vorläufigen Abschied von Leonoren:

„Weine nicht, mein Kind, ich bleibe  
Dir bis in den Tod getreu.“

Sagt er doch weiterhin:

„Je so geb' ich Deinem Kusse  
Eine kurze gute Nacht  
Und gehorche diesem Schlusse,  
Welchen das Verhängniß macht;  
Doch ich will in wenig Tagen  
Dir die Ankunft wiedersagen.“

Der Empfang im Vaterhause kann nicht freundlich gewesen sein, da die satirischen Ausfälle des jungen Dichters, zuletzt im „Theodosius“, böses Blut gemacht hatten und die Klagen der davon Betroffenen an das Ohr seines Vaters gedrungen waren. Ihn scheint

<sup>17)</sup> Die Ausgaben haben bei diesem Gedicht den richtigen Namen, dagegen bei zwei Trauergedichten fälschlich Menzky.

<sup>18)</sup> Günther bezeugt einmal (Ged. 1047) die große Verliebtheit seines Freundes.

der Sohn schon damals nicht gesprochen zu haben (Wittig, Neue Entdeckungen 27 Anm.) Die Mutter des Dichters war seit 4 Jahren tot, wie die (vielumstrittene) Eintragung im Striegauer katholischen Begräbnisbuch meldet: „1711 April 3. Hr. Günthers sein Haußweib.“ Der alte Doktor Günther hatte aber nach wenigen Jahren wieder geheiratet, und über den Tod der Stiefmutter des Dichters meldet daselbe Kirchenbuch „1724 Martinus, Herr Johann Günther seine Chewirtin; naufz.\*.“ Da sich Wittig (a. a. O. 324), um das Vorhandensein der Stiefmutter auch sonst nachzuweisen, u. a. auf eine Versübung in dem Schweidnitzer Taschenbuch, worin die Zeile vorkommt „Als ihn die Stiefmutter suchte,“ gestützt hat und da die Versübung durch Enders als der Versuch einer Übersetzung aus einem lateinischen Schriftsteller (Alciatus) belegt worden ist, so mag diese für Günthers Lebensgeschichte nicht unwichtige Frage nur noch kurz gestreift werden. Die gedachte Feststellung des Dr. Enders kam, so verdienstvoll sie auch ist, jedenfalls nicht gegen die Wittig'sche Behauptung in das Feld geführt werden, zumal ja gerade die eigenen Verhältnisse den Dichter dazu gereizt haben können, die für seine eigne Lage passenden lateinischen Verse zum Gegenstand des Übersetzungsvorwurfs zu machen. Nun hat nach Dr. Robert Rößlers Vorgang Litzmann (Textkritik 138) die erste Kirchenbuchnotiz jemandem vom Gesinde zuweisen wollen und Victor Schleibitz (Joh. Chr. Günther, Striegau 1895) eine Bestätigung dessen in folgender 30 Jahre jüngeren Buchung des evangelischen Begräbnisbuchs zu finden geglaubt: „Friedrich Reichs Haußweib mit Namen Susanna Adlerin,“ indem er diese wegen der Beifügung ihres Familien- und Vornamens als Reich's Haushälterin oder Wirtshafterin ansieht. Es kommen jedoch ähnliche Eintragungen im evangelischen und die latonische Buchung „Hausweib“ (ohne besondere Namenshinzufügung) im katholischen Begräbnisbuch so häufig vor, daß man auf den Gedanken kommen müßte, es sei eine allgemeine Sitte gewesen, der Hausfrau noch eine Wirtshafterin oder Haushälterin zur Seite zu stellen, was bei den damaligen dürftigen Lebensverhältnissen der Striegauer Bürger kaum anzunehmen ist (s. S. 4 hier). Die folgenden Proben aus dem katholischen Kirchenbuch, dessen Führer mit der Bezeichnung verheirateter Frauen als Hausweib, Wirtin oder Hauswirtin, Frau, Weib, Cheweib, Chefrau, Chewirtin eben nur abwechselt und darin je nach dem Stande und namentlich nach der Konfession der Verstorbenen Unterschiede macht, mögen zeigen, daß in dem offenbar von derselben Person geführten Kirchenbuch niemals der Vorname und Familienname der verstorbenen Chefrauen hervorgehoben ist: „1709 Sept. 20 Christoff Langers Haußweib — Nov. 2. Anna millers Haußweib — 1711 Jan. 12. George Groschers Haußweib von muraw (Dorf Muhrau) — 21. Wilhelm Liepolds seine Wirtin Burgers und Tiergärtners — Sept. 21. Leopoldt Gericius sein Haußweib — 1712 Febr. 20 Hr. Johann Radermunde sein Chefrau — Julius 1. Adam Bartsch sein Chewirtin — Sept. 6. Herr Doktors schübels sein Frau von der schweinschen gassen ist rein begraben auff den Kirchhoff nach

Cathol. Brauch — 1713 November 24. Johann anton sein Chewirtin. — Ott. 29. Christoff Langers Burgers und Fleischhacker sein Weib. Herein (d. h. auf den katholischen großen Kirchhof) — 24. Nov. Andreas Neumanns sein Haußweib. hinauf (d. h. auf den gemeinschaftlichen Nikolaifriedhof außerhalb der Stadt).“

Schon diese Zusammenstellung macht es einleuchtend, daß alle aufgeführten „Haußweiber“ nicht Haushälterinnen oder Wirtshafterinnen oder gar Hausmietrinnen, sondern Chefrauen<sup>19)</sup> der genannten evangelischen Männer gewesen sind. Die Kirchenbücher hatten doch früher die Aufgabe, den Personenstand der Gemeindemitglieder zu beurkunden, und die Konfession, die entstanden wäre, wenn der Kirchenbuchführer dienende Personen oder Mieterinnen nur nach dem Namen ihrer Arbeit- oder Quartiergeber bezeichnet hätte, ist gar nicht abzusehen. Bei verheirateten Frauen konnte allein eine solche kurze Bezeichnung genügen, da ihre Identität sich wieder durch das Trauregister nachweisen ließ. Hatte einmal der Kirchenbeamte eine Wirtshafterin oder alleinstehende Haushbewohnerin einzutragen, so geschah dies wohl, wie in folgenden Buchungen: „1718 Julius 3. Anna Sieglerin ein Weib aus der Stadt bis 70 Jahr alt herein“ oder „1720 Februar 18. Margareta Müllerin, ein Wittib alshier. alters 87 Jahr. hinauf.“

In dieser alten Frau hat Wittig mit Eifer und Geschick diejenige alte Dienerin des alten Dr. Günther gefunden, an die wohl Robert Rößler und Litzmann bei der Verwerfung der Totenbucheintragung vom 3. April 1711 gedacht haben, nämlich die Kirchheitswärterin des jungen Günther, deren schlichtem Wirken er das schöne Denkmal in einem seiner berühmtesten Gedichte „Wo ist die Zeit, die aoldne Zeit“ (Nachl. 20) gesetzt hat:

„Von Fabeln bei der Rockenzunft:  
Empfand ich mehr Vergnügen,  
Als jetzt von Schlüssen der Vernunft,  
In welchen Knoten liegen  
Ja, wenn mir auf der Odenbank  
Ein Lied vom deutschen Krieg erklang,  
So schien die alte Gret  
Mein künftlichster Poete.“

Aus den als echt überlieferten Gedichten Günthers läßt sich nichts gegen, vielmehr eher für die Annahme einer ihm mißgünstigen Stiefmutter herleiten. Hierüber mag der dafür interessierte Leser das von Wittig in seinen „Neuen Entdeckungen“ (S. 170 bis 188) nahezu vollständig zusammengetragene Material nachschlagen. Nur zu einer Auslegung Wittigs soll hier ein unterstützender Umstand herangezogen werden. Die Erzählung des Dichters in seinem Bericht über seine erste Heimkehr im Herbst 1719 (Nachl. 52): „Die treue Mutter lag, die Schwester weint und schwieg“, versteht Wittig unter Anlehnung

<sup>19)</sup> Auch nach Grimms Wörterbuch hat Hausweib in erster Linie die Bedeutung von Frau des Hauses (belegt aus Goethe, Jean Paul und Seume). Nur der Erfurter von Stieler verzeichnet in seinem Wörterbuch „Der deutsche Sprache Stammbaum oder teutscher Sprachscház“ (Nürnberg 1691) auch die Nebenbedeutung von weiblichem Hausgesinde.

an dieselbe Ausdrucksweise in Günthers „curriculum vitae“ (Wittig a. a. D. 159) dahin: „Die treue (rechte) Mutter lag d. h. ruhte längst im Grabe.“ Hier haben wir aber zugleich eine Besonderheit der Sprache, einen sog. Provinzialismus, vor uns, wie er durch einen ausgezeichneten Kenner schlesischer Mundart, den Dialekt-dichter August Licher („Meine Muttersprache“, L. Hege in Schweidnitz 1893) in folgender Mitteilung über einen Verstorbenen (Franz Moor) belegt wird: „Ahu is 's o'm Murla Franz (a leit (liegt) und ruht) amol gegangen.“

Nur die noch viel angefeindete eigene Lebensbeschreibung Günthers bezeugt ausdrücklich den frühzeitigen Tod seiner Mutter (abgedruckt von Wittig a. a. D. S. 168). Die Neuauflage dieser „Curieusen und merkwürdigen Lebens- und Reisebeschreibung“ (mit den „Liebesbegebenheiten“) und damit den umfassenden Beweis für ihre Echtheit, für die von mir im „Wanderer“ von 1906 S. 162 ff. einige, aber m. E. durchschlagende Beweismittel vorgebracht worden sind, bereitet Wittig seit Jahren vor. Meine Erwartung, etwas Neues aus den „Liebesbegebenheiten“ zur Darstellung von Günthers Schweidnitzer Erlebnissen heranziehen zu können, hat sich leider nicht erfüllen lassen. Auf eine mahnende Anfrage hat der Nestor der Güntherforscher erwidert, daß er gern zu dem auch ihn nahe angehenden Jubiläum des ehemaligen Schweidnitzer Lyceums so manches Neue und Überraschende zur Lebensgeschichte Günthers beigebracht und vor allem die Echtheit jener beiden viel bezweifelten Dichtungen überzeugend nachgewiesen hätte, jedoch durch längere schwere Krankheit daran verhindert worden sei, indes bis zu dem Tage, an dem sich Günthers Eintritt in diese Schule zum 200. Male jährt, sein letztes Werk über ihn bestimmt zu vollenden hoffte.

In seiner „Geschichte des Lyceums bei der evangelischen Friedenskirche zu Schweidnitz . . . zu der Feier seines 100 jährigen Jubelfestes 1808“ hat sich „Joh. Benj. Becker, erster Kollege am Lyceo“, um nicht zu weitaus zu werden, in dem § 49 (Einige merkwürdige Männer, die ehemals Böblinge des Lyceums waren) nur auf solche beschränkt, die nachher teils höhere Staatsämter bekleideten, teils „unserer guten Vaterstadt“ wichtige Dienste leisteten, und daher u. A. wohl Svaraz, den Schöpfer des allgem. preuß. Landrechts, den älteren Langhans und den Schulminister Friedrichs d. Gr. Frhrn. v. Bedlich angeführt. Johann Christian Günthers aber, der Schweidnitz und seine Schule wiederholt besungen und ihrem Namen in der National-Literatur einen guten Klang verliehen hat, ist in jener Gelegenheitsschrift nicht mit einem Worte gedacht. So weit war damals Günther bei denen, die er zunächst etwas anging, in Vergessenheit geraten. Da ist es denn dankbar zu begrüßen, daß die gegenwärtige Feier der Stiftung jener Schule nicht vorübergegangen ist, ohne daß eine neue Beziehung zu Günther nicht blos von den Festteilnehmern gewonnen wurde. Er selbst hat in treuer Dankbarkeit oft an diese sonnigste Zeit seines Lebens und an die Stätte seines Glückes zurückgedacht und schon lange vor seinem Abschied, im März 1714 zu hrem Preise gesungen (Ged. 905):

„Dich, Schwindniß, nimmt das Glück  
Vor andern in den Schöß,  
Des Himmels Gnadenlos  
Baut Deiner Wohlfahrt Brücke;  
Dein Wachstum soll bekleben<sup>20)</sup>  
Dein Segen ewig sein;  
Des Glückes Sonnenschein  
Soll stets Dein Leitstern bleiben.“

Und Anfang 1716 ruft er noch der damals auf Besuch in Breslau weilenden Geliebten die in Schwindniß gemeinsam verlebte, glückliche Zeit also ins Gedächtnis:

„Geliebtes Schweidnitz, daß Vergnügen,  
So mich bei Dir im Schöße trug,  
Wird nicht so bald mein Herz besiegen,  
Das von der Wollust heftig schlug,  
Wenn die getreue Magdalis  
Mich brünnig in die Arme riß.“

<sup>20)</sup> festwurzeln.

### Friedeberg am Queis.

Von Siegfried Beck, Postmeister a. D.  
(Fortsetzung.)

1687 ist unter besonderen Feierlichkeiten der Galgen erneuert worden; am 1. Juni ward das Holz dazu im Walde geschlagen, am 2. auf den Ring befördert, am 3. zugerichtet, am 4. (auf dem Gold- oder Galgenberge) einige Schritte vom alten Galgen entfernt mit eigenen Umständlichkeiten von 63 (!) Zimmerleuten aufgebaut. Am 5. Juli fand die erste Benutzung statt durch Aufknüpfung eines Christoph Hempel aus Schwerta, Mischuldigen an einem Einbruch auf dem Greiffenstein. Nach einiger Zeit ist die Leiche vom Galgen weggekommen, Kopf und rechte Hand aber zurück gelassen worden. — 1694 starb der Rentmeister Hammer vom Greiffenstein nach 40jähriger Amtsführung. Er war der Gründer des jetzt noch bestehenden dortigen „Hammerkretschams“. — Das folgende Jahr 1695 liefert eine besondere Nachricht. — Der gräßliche Oberförster im nahen Orte Steine, der sich ein hübsches, betürmtes Schloßchen gebaut und vornehm ausgestattet hatte, veranstaltete zu dessen Einweihung ein reichhaltiges Gastrahl und lud auch den Grafen dazu ein. Nachdem er seinen Gästen Haus, Hof und Einrichtungen gezeigt, fragte er selbstgefällig den Grafen, was daran wohl noch fehlen könne. Worauf dieser antwortete: „nur noch ein Galgen, um den Oberförster daran zu hängen.“

1700 wurden (nach dem vorjährigen großen Brande) in dem wieder aufgebauten Kirchturme zwei neue, in Liegnitz gegossene Glocken aufgezogen, — 1703 am 3. Juni starb der Graf Christoph Leopold Schaffgotsch und am 8. Februar 1704 wurde seinem Sohne und Nachfolger Hans Anton (Gotthard) gehuldigt. — Zufolge kaiserlicher Kriegs-Geldforderungen mußten die Länder ungeheure Summen aufstreben. Schlesien wurde davon (1705) mit 888,888 fl. und von diesen Friedeberg mit 1236 fl. betroffen (Greiffenberg 1485, Löwenberg 1986, Hirschberg 2262 fl.) — Nachdem bisher in den Einzelteilen des Landes, zumal in manchen Städten sogar besonderes Maß und Gewicht bestanden, wurde i. S. 1705 darin Wandel geschaffen. (Das Löwenberger Quart enthielt mehr als das Breslauer, die

Breslauer Elle 243,8 = 100 franzöf. Lintien, die Greiffenberger und Friedeberger 246,3; die Hirschberger 255,3; die Löwenberger 248,95. 1 Breslauer Pfund wog 8434 franzöf. Pf., das Friedeberger 10 650, ebenso das Greiffenberger und Löwenberger; das Hirschberger 15 090 Pf.). — Am 4. September 1706 Durchzug Karls XII. v. Schweden; er übernachtete in Deutmannsdorf. — 1707 Wiederherstellung des Rathaus-turmes; 165 Thlr. für Eindicken und Knopfaufsetzen. — Unterm 15. April 1708 erteilte der Kaiser dem Grafen Schaffgotsch den schon seinem Vater verliehenen Stand der Grafen des heiligen Römischen Reiches für ihn und seine Nachkommen mit dem Titel Hoch- und Wohlgeboren, Semperfrei etc., vermehrte auch das Familienwappen mit dem schlesischen Adler. 1731 erhielt er den Orden des goldenen Bliebes. —

1721 ist der Kaffee eingeführt worden.

1725 wurde Friedeberg von einer kaiserlichen „Indications-Kommission“ geächtet und zwar auf 314 Bürgerhäuser mit 688 Thlr. Nutzung, 18 Bäckerbänke zu 1800 Thlr. mit 4 % auf 72 Thlr., 18 Fleischerbänke zu 75 Thlr., 18 Schusterbänke = 1800 Thlr., die Apotheke zu 260 Thlr., 1 Barbierstube zu 50 Thlr., 1 Badstube 300 Thlr., 1 Lizententisch 99 Thlr. 19 Sgr., zusammen 5659 Thlr. Der Stadtbereich enthält 317 Häuser, 2 Kirchen, 5 Stadtteiche, 5 Büsche. — 1730 am 14. Juni wurde Friedeberg endlich die 12 Jahre lang getragene Einquartierung los. — 1734 am 24. Juli erhielt die Stadt das Privilegium eines dritten Jahrmarktes und zwar auf die Sonntage Judica. — 1737 wurden am 7. Juni drei Kerle aus Rabishau wegen Diebstahls mit Rad und Schwert hingerichtet. Zu dem Zwecke ließ die Stadt durch 55 Zimmerleute ein besonderes Gerüst herrichten. Das Holz dazu wurde unter Trommelschlag und Musik aus dem Stadtbüsch geholt. Hiefür hatte der Stadtschreiber Quasius eine Ovation zu halten und der Stadtschreiber Schurer drei Hiebe „im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes“ ins Holz zu tun. Weil nun aber die Verbrecher vom Friedeberger Scharfrichter sich nicht wollten hinrichten lassen, sind drei andere: Michael aus Hermsdorf am Dynast, Kluge aus Zittau und Örtel von Lauban herbestellt, von denen zwei sehr gut richteten, der letztere aber dreimal hadden und dann den Kopf noch besonders abschneiden musste, was bei den Zuschauern große Erregung verursachte. — Welcher Unterschied in der Strafrechtspflege gegen jetzt! Wegen Diebstahls schon zum Tode verurteilt, wurden wegen der Spitzbuben nicht nur solch kostspielige Umstände und sogar ihre Hinrichtung von den ihnen genehmen Scharfrichtern abhängig gemacht! — 1741 konnte zufolge des schlesischen Krieges am Sonntage Lätere, und zwar im Rathaussaale wieder evangel. Gottesdienst gehalten werden, zu welchem der derzeitige katholische Pfarrer Thienst sich sogar bereit finden ließ, kirchliche Geräte zu leihen. — 1742 wurde die preußische Aecise eingeführt und zu dem Zwecke drei Torschreiberhäuser errichtet. — An der Beisetzung der Leiche des am 19. März d. J. in Breslau verstorbenen Grafen Anton Schaffgotsch in der Warmbrunner Kirche mussten der Friedeberger Rat, die Ältesten und von jedem Handwerk 7 Mann sich beteiligen. — Zu der i. J. 1743 von Friedrich II. eingeführten Stadt-Feuer-Sozietät

ist Friedeberg mit 49 755 Thlr. eingeschäzt worden. — 1748 schrieb der Bürgermeister Anton wegen 3600 Thlr. städtischer Schulden doppelte Servissteuer aus, erregte damit allgemeinen Unwillen, die zu näheren Eingehen auf seine Kassenführung veranlaßte. Nachdem sich eine mehrjährig mangelnde Rechnungslegung herausstellte, wandte man sich dieserhalb an den Grundherrn, den Grafen Philipp Gotthard Schaffgotsch, der eine Püfungs-Kommission einsetzte. Dem Bürgermeister wurde nun die Kassenführung abgenommen und einem neuernannten Kämmerer (Ratmann Lorenz) übertragen. Ferner wurden die Naturalvergütungen an die städtischen Beamten abgeschafft und dafür Bargehälter festgesetzt; für den Bürgermeister 90 Thlr., für den Kämmerer 60 und für den Stadtschreiber 45 Thlr. — 1752 erhielt die Stadt das Privilegium zur Abhaltung von Viehmärkten neben den Jahrmarkten. — 1754 starb der Rats-Senior, Apotheker Göbel. Der Apothekenverwalter „heiratet more solito“ nach einem Jahre die Apotheker-Witwe. 1755 stirbt der Bürgermeister Anton, ihm folgt der Kämmerer Lorenz und diesem Gottfried Engmann. Zufolge höherer Verordnung müssen nun in den Städten noch Polizei-Bürgermeister angestellt werden; in Friedeberg wurde es Leonhard Friedrich Hünlein. — 1756 fand anlässlich des Sieges Friedrichs II. bei Löwositz ein Dankfest statt. Man glaubte nun an Einfahrt friedlicher Zeit und legte in diesem Jahre den Grundstein zum Bau einer evangelischen Kirche in der Niedergasse. Das fertige Gebäude hat 5635 Thlr. gekostet. Am 2. Oktober fand der erste Gottesdienst darin statt. Die Kirche enthält zwei Emporen und 1209 Stände. 10 Jahre später brannte sie schon ab; ihre Wiederherstellung erforderte 2109 Thlr. Außer der Stadt gehören in den Sprengel: Röhrsdorf, Egelsdorf und Ober-Birkicht.

(Fortsetzung folgt.)

**Jeſchēd**, Mitglied des Hauptvorstandes: **Nieſengebirgsverein**. Am 24. Oktober hielt der Hauptvorstand eine längere Sitzung ab, in welcher der Vorsitzende, Herr Geh. Justizrat Seydel das neu eingetretene Hauptvorstandsmitglied, Herrn Oberleutnant a. d. Mellin, welcher für die Geschäfte eines Bibliothekars der Vereins-Bibliothek in Aussicht genommen ist, begrüßte. Der Hauptvorstand hatte in seiner Sitzung am 8. August d. J. beschlossen, den Fußweg am rechten Badeufer, der von Petersdorf bis zur Einmündung der Kochel führt, bis Schreiberhau weiter zu bauen. Es war dieser Wegebau ein alter Wunsch des Hauptvorstandes, der dieser schon vor vielen Jahren verwirklichen wollte; damals scheiterte die Ausführung an dem Widerspruch der Grundherrschaft. Dies hat sich in erfreulicher Weise jetzt dahin geändert, daß die Genehmigung zu diesem Bau seitens des Reichsgräflich Schaffgotsch'schen Cameralamtes auf Erfuchen des Hauptvorstandes bereitwillig erteilt wurde. Der anzulegende Weg führt etwa zu ein Drittel seiner Länge über das Gebiet des Herrn Fabrikbesitzer Oppitz in Breslau; auch hier gelang es dem Hauptvorstand, die anfänglichen Bedenken gegen diesen Wegebau zu beseitigen und die Genehmigung zu erhalten. Dieser Fußweg, der in seinen Anfängen von der Kochel mündung aus schon vor einigen Jahren von der Gräflichen Forstverwaltung gebaut, dessen Betreten aber verboten war, wird bis zur Einmündung in den vom Rettungshause Schreiberhau nach der Chaussee führenden Fahrweg neu gebaut; er wird auf diese Weise eine neue Verbindung mit Schreiberhau schaffen, sowohl in der Richtung über die Siebenhäuser, als in der über das Rettungshaus. Der neue Weg ist landschaftlich hervorragend schön; er führt dicht am Bade entlang, eröffnet überraschend großartige Felspartien und wird im Sommer als schattiger Fußweg von Touristen und Sommerfrischlern gern aufgesucht werden. Der Bau des Weges wird hoffentlich noch in diesem Jahre vollendet werden können. Der Bau ist mit Rücksicht auf das Gelände

zum Teil ein sehr schwieriger und infolge dessen ein ziemlich kostspieliger; er wird unter Oberaufsicht der Reichsgräflich Schaffgotsch'schen Forstverwaltung von dem Bauunternehmer Stelzer in Leitewald sehr geschickt und solide ausgeführt. Der Hauptvorstand wird in den nächsten Tagen eine Besichtigung des Weges vornehmen. (Das ist geschehen. Die Schriftleitung.) Es soll übrigens zur Richtigstellung gegenüber neuerlichen Zeitungsnotizen hier nochmals festgestellt werden, daß die Kosten dieses Wegebaues ausschließlich aus der Hauptkasse des R.-G.-V. bestritten werden, daß der Plan zu diesem Bau lediglich von dem Hauptvorstand ausgegangen ist und daß allein in seinen Händen die Bauausführung ruht. Dem Hauptvorstand ist zuverlässig mitgeteilt worden, daß dem Kirchplatz Wang neuerdings wiederum die Gefahr weiterer Verbauung der Aussicht droht. Nachdem vor mehreren Jahren durch Errichtung des Einer'schen Hotels Wang die bis dahin so einzig schöne Aussicht vom Kirchplatz Wang bedauerlicher Weise nach der Koppe zu völlig verbaut worden ist, so soll jetzt unterhalb dieses Hotels am Wege nach Brückenberg der Baugrund zu einem großen Gebäude ausgeschachtet werden, das nach seiner Fertigstellung zweifellos wiederum den Blick von und nach dem Kirchplatz Wang sehr einschränken würde. Der Hauptvorstand erachtet es für seine Pflicht, so weit es in seinen Kräften steht, gegen diese der Kirche und dem Kirchplatz Wang drohende Verunstaltung anzukämpfen; er ist der Ansicht, daß die Bestimmungen des Gesetzes vom 15. Juli 1907 hier Anwendung finden und hofft, daß die zuständigen Behörden diese Auffassung teilen werden. Auch in diesem Jahre soll wieder im Monat Dezember eine Anzahl Schneeschuhe an die Schulen im Gebirge verteilt werden. Am 28. November d. J. feiert die Ortsgruppe Berlin das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens. Diese Ortsgruppe beabsichtigt, eine neue Schülerherberge auf eigene Kosten zu errichten und für deren Unterhaltung zu sorgen. Zu Ehren ihres langjährigen Vorsitzenden wird die neue Herberge die Bezeichnung „Ehre-Schülerherberge“ erhalten. Der Ort der Herberge wird noch später bestimmt. Der Herr Vorsitzende berichtet über die von der Versammlung der Vertreter der Schülerherbergen in Hohenelbe gefassten Beschlüsse. Das Hauptstandesmitglied Herr Stiller (Görlitz) teilt mit, daß die von der Ortsgruppe Görlitz unterhaltene Schülerherberge in Hain in Zukunft auch während der Oster-, Pfingst- und Michaelisferien geöffnet sein werde. Der Ortsverein in Neudorf hat an Stelle des hölzernen und oft zu erzeugenden Geländers auf dem Mariannenselzen bei Fischbach ein eisernes Geländer mit einem Kostenaufwande von 166 M. aufstellen lassen. Außer Stande, die hohen Kosten selbst zu tragen, wendet sich der genannte Verein mit der Bitte um eine Beihilfe an den Hauptvorstand. Es werden 50 M. bewilligt. Bei der letzten Herbstzusammenkunft mit den Vertretern der österreichischen Gebirgsvereine war die alte Klage wegen Verweigerung österreichischen Geldes im diesseitigen Vereinsgebiet und zwar unter Bezeichnung eines speziellen Falles am Schalter des Bahnhofes Ober-Schreiberhau laut geworden. Die von Herrn Geh. Justizrat Seydel verprochenen Maßnahmen zur Abhilfe des beklagten Überbaus haben Erfolg gehabt und dürfen die Klagen nun endgültig aufhören. Es wird übrigens mitgeteilt, daß bereits im Amtsblatt für 1906 im diesseitigen Vereinsgebiet die Schalterklassen in Ober-, Mittel- und Nieder-Schreiberhau, Josefinenhütte, Dittersbach (städt.) und Haselbach zur Annahme österreichischen Geldes angewiesen sind. Auf der Hauptversammlung in Marflissa hatte die dortige Ortsgruppe den Antrag gestellt, zur Belebung des Vereinslebens, namentlich in den kleineren Ortsgruppen, die Einrichtung von Wander-Rednern zu schaffen. Auf die s. B. erfolgte Berichterstattung durch die Ortsgruppe Breslau wurde der Antrag im Wesentlichen angenommen und die letztere beauftragt, die Angelegenheit durchzuführen. Auf erfolgte Aufforderung haben sich nun mehrere Herren erboten, Vorträge zu halten und werden die Namen dieser Herren und die Gegenstände der Vorträge in der nächsten Nummer des „Wanderer“ mitgeteilt werden. Es wurde beschlossen, die erforderlichen Honorare aus der in den Stat eingesezten Summe zu deden, die Reisekosten-Entschädigungen der vortragenden Herren aber den beteiligten Ortsgruppen zur Zahlung zu überlassen. Anträge auf Zusendung der Lichtbilder-Serien sind an Herrn Lehrer Höhne hier Guisweg Nr. 5 zu richten. Der Herr Vorsitzende teilt weiter mit, daß der Baudenkmäler Pohl beabsichtigt, einen neuen Fahrweg von der Hampelbaude nach der Riesenbaude anzulegen. In die Wegetrave ist von dem Wege, welcher oberhalb der Hampelbaude seitwärts nach der Wiesenbaude führt, eine Strecke von ungefähr 400 m mit einbezogen,

welche durch Verbreiterung um 1 m 20 cm mit als Fahrweg benutzt werden muß. Pohl stellt nun den Antrag, ihm das bezeichnete Stück Weges zu überlassen und verpflichtet sich in einem ausgestellten Revers, dasselbe stets in gutem Zustande zu erhalten, andernfalls der R.-G.-V. berechtigt sein soll, den Weg auf Kosten des Antragstellers herzustellen. Hauptvorstand genehmigt den Antrag. Am 1. November findet in Lauban eine Versammlung der Ortsgruppen-Vorstände des Isergebirges statt, zu welcher auch der Hauptvorstand nach erfolgter Einladung durch ein Mitglied vertreten sein wird. Der Antrag der Ortsgruppe Cottbus, durch Ortsgruppe Dresden unterstützt, auf Führung von Verhandlungen seitens des Hauptvorstandes auf Preiserhöhungen in den Gathöfen und Baudenwirtschaften an die Mitglieder des R.-G.-V. bei Reisen in das Gebirge war s. B. in dieser Form von der Hauptversammlung in Marflissa abgelehnt worden; es wurden jedoch die genannten Ortsgruppen ermächtigt, aus sich heraus solche Verhandlungen zu führen. Der Herr Vorsitzende teilt nun einen Antrag der Ortsgruppe Dresden mit, nach welchem dieselbe zur Deckung von Porto und sonstigen Ausgaben einen Vorschuß von 200 M. erfordert. Diesem Antrage konnte nicht zugestimmt werden, weil dazu die Genehmigung der Hauptversammlung erforderlich sein würde. Herr Professor Dr. Rosenberg lädt noch die Hauptstandesmitglieder ein, an einer von dem Vorstand der Ortsgruppe Hirschberg am 14. November zu veranstaltender Feier der Enthüllung einer zu Ehren des Großaufmanns und Dichters Christian Jakob Salice-Contessa, geb. 21. Februar 1767 in Hirschberg, an seinem früheren Wohnhause Schmiedebergerstraße angebrachten Gedenktafel teilzunehmen. Hierauf Schluß der Sitzung.

H. Höpke (Hirschberg): Ein Scheideweck im Hochgebirge. (Fortsetzung.) (Aus der Schles. Zeitung.) Wie zur Bestätigung dessen kam jetzt Mallits jüngster Sproß, ein Nachkümmling, der 14jährige Franz, mit seinen Schneeschuhen in der Hand zur Stube herein. Ein kräftiger, großgewachsener Junge mit offenem, intelligentem Gesicht, dessen frischer, lebhafter Farbe man ansah, daß er eine flotte Fahrt hinter sich hatte. Durch gelegentliche kleine Geschenke hatte ich mir Franzens Zuneigung schon früher erworben, und so kam er gleich auf mich zu und begrüßte mich. Als er hörte, daß ich mit dem Vater zum Scheideweck gehen wollte, bestürmte er den Alten mit Bitten, mitgehen zu dürfen, wobei er mich spitzbübisch pfiffig ansah in der Hoffnung auf meine Unterstützung, die ihm denn auch zuteil wurde und den gewünschten Erfolg hatte. Voll Freude darüber machte sich Franz mit blitzenden Augen daran, sich zu dem bevorstehenden Bergnügen gehörig herauszuputzen. Aus einem großen Pappfaden, den er selbst zusammengeleint, und mit phantasienvoll verzierten Buchstaben: „Der Mutter Kramkasten“ bemalt hatte, brachte er allerhand schmückende Kleinigkeiten heraus: einen Knopf mit buntem Stein, eine blitzende Nadel, einen in allen Regenbogensfarben schillernden Schlip, ja, sogar ein Fingertring fehlte nicht. Franz zog mit seinen Herrlichkeiten strahlenden Augen ab, um sich oben umzuziehen. Aus der Ecke hinter dem Ofen klang das leise Schreien eines kleinen Kindes hervor, und gleich darauf erhob sich ein schon früher gehörtes Flüstern zu lautem, polterndem Schimpfen. Halb lachend und halb ärgerlich sagte mir Mallit: „Außie giebt's nu olle Tage, Joahr aus, Joahr ein — Tag on Nacht.“ Es war Mallits Schwiegervater, der alte, neunzigjährige Wenzel, der in Unterhosen und Flanellhemd mit gekrümmtem Rücken und hochgezogenen Beinen auf dem Bett hinter dem Ofen lag und unzusammenhängende Worte vor sich hin schimpfte. Das Schimpfen des Alten wurde immer lauter, aber das Weinen des Kindes ließ nach, denn seine Mutter, die bis dahin im Stalle tätig gewesen war, kam herein und gab ihm zu trinken, ohne sich durch meine Anwesenheit stören zu lassen. Es war eine hübsche, junge Frau, die Schwiegertochter Mallits, die jetzt ihrem acht Wochen alten Säugling an der Brust hielt. Als er gesättigt und eingeschlafen war, betete sie ihn neben den noch immer vor sich hin brummenden Alten hinter dem Ofen und machte sich selbst fertig zur Teilnahme an dem Scheideweck. — Ein etwa zehnjähriges Mädchen kam schüchtern herein und setzte sich an den Tisch in der anderen Ecke, um Schularbeiten zu machen. Mallit gab ihr ein paar Enden Wurst, die ihr der Vater, der noch auf der Peterbaude beschäftigt war, mitgebracht hatte. Strahlend vor Freude nahm die Kleine diese seltene Gabe in Empfang und verteilte sie dann gewissenhaft aus gutmütigem Herzen, sodaß jeder von der Familie sein kleines Stückchen erhielt, ja, sie vergaß sogar den schimpfenden Urgroßvater und die auf der Bank behaglich schnurrende Kätzchen nicht. Nun kamen noch ein älterer Sohn und ein Neffe Mallits herein, großer, kräftige Gestalten, die mit dem Kopf bald an die Decke stießen. Sie wußten

ich in dem großen Waschbecken am Ofen und becilten sich, oben in der Schlaftube ihre Toilette zu beenden, denn sie gehörten zum Komitee und müssten daher früher als die Gäste in der Davidsbude sein. Ihnen hatte ich auch die offizielle Einladung zu ver danken. Indessen hatte Malliks Frau das Abendbrot fertig: delicate Eierfuchsen, viersach übereinander gelegt, so locker und zart, wie sie wohl nur eine böhmische Köchin hervorbringt, dazu stark gewürzte Preiselbeeren. Zum Schlusse gab es Butterbrot und Käse und einen großen Tropf Kaffee mit Ziegenmilch. Nun kamen auch die Herren des Komitees geschneitelt und gebügelt wieder zum Vorschein. Sie hatten sich mit dem Abzeichen ihrer Witwe, großen, bunten Rosetten, geschmückt und schickten sich an, mit der jungen Frau hinunter zu fahren. Die Frau war kaum wiederzuerkennen. Vor wenigen Minuten noch hatte sie barfuß, nur mit dem roten Barchentunterrock und dünner Rattunjade bekleidet, im Stalle gestellt und dann ihr Kind verpflegt, und jetzt stand sie, sauber frisiert, im modernen schwarzen Rock und in heller Bluse, zum Tanze gerüstet wieder vor mir. O, daß doch unsere Frauen in den Städten ebenso schnell Toilette machen könnten! Die Frau sah noch einmal nach ihrem Kind, das friedlich in seinem Bettchen schlummerte, während der Alte noch immer vor sich hin brummelte. Dann ging es mit einem freundlichen „Auf Wiedersehen!“ hinunter in die Davidsbude. Auch wir rüsteten uns zur Absfahrt. Malliks Frau und die alte Urgroßmutter sollten das Haus hinter. Merkwürdiges Leben hier oben! Vier Generationen in dieser einzigen Stube! Vom Wöhrligen Urgroßvater bis zum wenigen Wochen alten Säugling, die ganze Familie vereint zu Freude und Leid, in Gesundheit und Krankheit, Sommer und Winter in diesen engen, und doch so traulichen vier Holzwänden. — — — Doch nun brachen wir auf. Franz flügte auf seinen Schneeschuhen vorweg. Ich setzte mich auf den Hörner Schlitten, den Mallik mit einer Lederne in der Hand zog. Bis zum Hauptwege von der Peterbaude zur Spindelmühle war ich wieder Schneeschug, aber dann ging es in sinnender Fahrt bergab, und bald hatten wir die hellerleuchtete Davidsbude erreicht, in der die Kapelle schon lustige Weisen spielte. „O, sie war'n sich wundern,“ sagte Mallik, „die machen goar siehr an' schiene Muzik. Der Renner-Heinrich hot an Harmonie, die spielt viel schiener als wie an grüße Kapelle.“ Im Hausslure traf ich meinen Reisegefährten, den Breslauer, der auch eben erst eingetroffen war. Unsere erste Sorge war, uns ein Nachtkwartier zu besorgen, denn wir wußten nicht, wie's werden würde. Obgleich die Baude im Winter nicht auf Nachtgäste eingerichtet ist, gelang es uns doch endlich, hinter zum Trocken aufgehängter Wäsche und von den Gästen abgelegter Garderobe, durch mehrfaches Umräumen aus einer Stube in die andere, uns Betten für die Nacht zu sichern. Dann ging es hinunter in den Strudel des Vergnügens. Strudel im eigentlichen Sinne des Wortes! In der mit einem riesigen Aufwande von bunten Seidenpapierblumen geschmückten Gaststube, aus der man, um Platz zu gewinnen, das große Schänkims herausgeräumt hatte, wirbelte eine undurchdringliche Menge — zwanzig Paare zu gleicher Zeit, wo eigentlich nur für fünf Platz war. Wir mußten an der Tür stehen bleiben, bis der Tanz zu Ende war, denn jetzt war es uns nicht möglich, durchzukommen. Wir benützten diese Gelegenheit, um mit dem Komitee einen Schnaps zu genehmigen und unser Eintrittsgeld in Höhe von einer Mark zu entrichten. Dafür erhielten wir jeder eine rote Schleife, die uns zum freien Tanzen berechtigte. Der mit uns eingetretene junge Lehrer erhielt dagegen eine weiße Schleife. Auf eine Frage des Breslauers hörten wir: „Die weiße Schleife sein für die Überheirat'a. Ihr bede saht uns vo hing an vo vorne zu verheirat'a aus. Do behalt' o! schun die ruta Schleifa.“ Der Breslauer, der schon seinen Trauring hoffnungsfreudig in die Westentasche versenkt hatte, sah sich erkannt und ließ es bei der roten Schleife bewenden. Der Walzer war zu Ende, und wir konnten unser Platz einnehmen — in unmittelbarer Nähe der Hausskapelle. Das war nun für meinen musikalisch veranlagten Breslauer ein „gefundenes Fressen“. Die Zusammenziehung dieses musikalischen Trios war auch wirklich zu eigenartig und konnte den Neid jeden Varieteebesitzers erregen. Renner-Heinrich, der Kapellmeister, hatte seine Harmonika, einen Skalen von der Größe einer halben Kommode, aufs Knie gestützt und zog mit eleganten, schwungvollen Handbewegungen die Bälge auseinander und wieder zusammen. Mallik hatte recht; es kam wirklich ein fast orgelähnlicher Klang aus diesen großen Bälgen, die durch unzählige Ventile, Glocken und Stimmen eine Menge verschiedenartiger Instrumente vortäuschen konnten. Vor sich auf dem Tisch hatte Renner ein aufgeschlagenes, elegant gebundenes Notenbuch liegen, das aber wohl nur zur Erhöhung des Ansehens der

Kapelle dienen möchte, denn Renner-Heinrich spielte Rheinländer, Walzer und Polka, ohne umzublättern, von denjenigen Noten herunter. Er hielt seine Augen beharrlich fest geschlossen und sah auch nicht auf, wenn ein anderes Stück dran kam. Seinen Kopf hatte er hintenüber auf die Schulter gelegt und begleitete die Armbewegungen mit entsprechendem rhythmischen Nicken. Ich sah seine Augen nur sich öffnen, wenn Heinrich einmal in den Pausen ein Glas Bier oder einen Schnaps hinter die Binde goß. Trotzdem passte er auf, „wie ein Hestelmacher“, wenn die Begleitung nicht plötzlich Takt hielt. Sein linker Fuß, der die Stelle des Dirigentenstabes vertrat — im vollen Sinne des Wortes — stampfte dann heftig auf und brachte die auseinandergekommenen Takte schnell wieder in die Reihe. Doch die Augen blieben nach wie vor geschlossen. Erben-Stefan entlockte seiner Violine klängvolle Töne, doch das schönste Instrument bearbeitete Schachsch Emil — seine Teufelsgitarre. Ein mannshoher, mit Schellen und Glöckchen behangener Stock, dessen einzige, starke Bassgeigenseite über eine mit Luft gefüllte Schneinsblase gespannt ist und mit einem sägeartig gezähnten, hölzernen Fiedelbogen gestrichen wird. Emil nannte diese Teufelsgitarre mit dem Stolz eines Archäologen eine „Zage“. „Sahn Sie o!“ antwortete er mit verschmittem Lächeln auf meine Frage, indem er mir mein Bier wegtrank, „sahn Sie o!, woas an Bither ies, doas weiß a jeder Mensch, aber nee, woas an' Zage ies. Su a Instrument hon die aha Juda schun ei der Wüste gehoat — wie's ei der Bibel steht: Die Kinder Israels traten vor den Herrn mit Bittern und mit Zagen. On sahn Sie, a su an Zage hoo ich hie ei der Hand.“ Meine Enttäuschung über den Reinfall ging unter in einem neuen, geräuschvollen Tanzstück. Emil „glunzte“ verstohlen nach mir hinüber und spielte seine Zage mit einer Hingabe und Ausdauer, daß die einzige Seite unter den reißenden Zähnen des Fiedelbogens laut aufheulte, und zur Erhöhung des Eindrucks stieß er die Geige talmäßig auf den Fußboden auf, daß die Glöckchen und Schellen zu klingen begannen. Besonders hervorzuhebende Stellen unterstrich er ausdrucksstark, indem er mit dem Bogen wie besessen auf die Schneinsblase schlug, so daß es klang, als ob auf einer großen Trommel die Schlägel gerührt würden. (Schluß folgt.)

**Oskar Beyer (Dresden): Die Schülerreise der Ortsgruppe Dresden ins Riesengebirge vom 21.—24. Juli 1908.** (Eine humor. Schilderung.) (Fortsetzung.) Der Besuch Warmbrunn's, wo uns Herr Badeinspektor Hauptmann Cogho einen liebenswürdigen Empfang bereiten wollte, mußte unterbleiben, und schweren Herzens telegraphierte ich ab. Wir fuhren gleich direkt mit dem Buge nach Hermisdorf, um hier im Hotel zur Krone das Mittagessen einzunehmen. Eigentlich war es später bestellt, aber ich ließ abstimmen, wer hunger hatte. Es ergab eine einstimmige und geradezu stürmische Annahme, überhaupt wurde diese wichtige Magenfrage auch bei späteren Gelegenheiten stets debattelos genehmigt. Im geräumigen Speisesaal eine große sauber gedeckte Tafel, um diese herum erwartungsvolle Gesichter. Es gab deutsches Beefsteak und in Überfülle Bratkartoffeln, Grünkohl und sonstige Beilagen, denen eifrig zugesprochen wurde. Jeder erhielt dazu ein Glas köstlichen Limettas, und ich sah es den freudestrahlenden Gesichtern an, daß ich bei allen den richtigen Geschmack getroffen hatte. Es wurde viel verzehrt, doch so reichlich war serviert worden, daß genügend Reste blieben. Meine Androhung, denjenigen mit den furchterlichsten Strafen zu belegen, der sich nicht satt esse, wurde mit einem höllengelächter beantwortet. Das unlustliche Mahl war für den erstaunlich billigen Preis von 65 Pf. hergerichtet. — Inzwischen hatte auch der Regen nachgelassen und hörte später ganz auf. Deswegen wurde auch ein baldiger Aufbruch beschlossen. Ich hatte einen laubgeschmückten Erntewagen bestellt, der erst lange auf sich warten ließ, aber endlich, nachdem er erst einmal verheirathlich in Karriere beim Hotel vorbeigefahren war, doch zur Stelle kam. Mit Hurrah wurde der Wagen von den Jungen besetzt, bedächtig stiegen wir Alten nach. Jetzt ging eine lustige Fahrt los, die darin noch einen besonderen Reiz hatte, daß der Wagen, weil ohne Federn, auf der holprigen Chaussee unsern Körper thödig durcheinander rüttelte und den Magen beim Verdauungsgeschäft der eben eingenommenen reichlichen Mahlzeit wesentlich unterstützte. Ein besonders zart besaiteter Fahrgäst schreibt in seinem Bericht, er habe bei nahe die Gehirnerschütterung von dem Gepolter bekommen. Besonders die Erwachsenen litten sichtlich. Freund Rose, der Vergleiche mit einer Automobilfahrt anstellt, rief mir zu: „Was haben wir denn Dir getan, daß Du uns solchen Marttern aussetzt?“ — Umso angenehmer wirkte der Wechsel, als am Luisenselzen ausgestiegen wurde, den Kochelsall zu besichtigen. Es war trüb und naßkalt geworden und die finstere Schlucht, welche das Bett

des Falles bildet, machte bei dem trüben Wetter einen recht unfreundlichen Eindruck. Unser Aufenthalt war deshalb auch nur ein kurzer, wir wollten weiter, mußten wir doch zum Abendbrot in Schreiberhau sein. Wieder vertrauten wir uns unserer „Knochenmühle“ an, und hütten uns in die Wettermäntel, denn auch der Regen setzte schon wieder ein. Ich mußte etwas für Stimmung sorgen, und mein Vorschlag, jedem Vorübergehenden mit einem kräftigen „Grüß Rübezah!“ einen Willkommenstruß zu bieten, fand größten Beifall. Zwei alte Damen, die ahnunglos ihres Weges zogen, wurden unsere ersten Opfer. Als wir nahe heran waren, wurde leise 1, 2, 3 gezählt, dann tönte wie eine Gewehrsalve ein 19stimmiges fröhliches „Grüß Rübezah!“, welches die übrigens wenig repräsentativen Vertreterinnen des schönen Geschlechts erschreckt zur Seite fahren ließ. Ein fetter Berliner rief als Gegenstruß „Prost Neujahr“ und löste damit kolossales Gelächter bei den Jungen aus. Jeder Entgegenkommende wurde aufs Korn genommen, und endloje „Grüß-Rübezahls“ durchschallten das stille Bachtal, sodaß in Wirklichkeit sich die Fahrt zu einer recht amüsanten gestaltete. Endlich waren wir um 8 Uhr vor Königs Hotel in Schreiberhau am Ziele angelangt, wir suchten unsere Knochen zusammen und flatterten unter verschiedenen Verrenkungen aus unserem Gefäß. Freudlich begrüßten uns die liebenswürdigen Wirtin, die Herren Gebr. Lüdwig, und teilten mir mit, daß alles zu unserm Empfang, Abendbrot und Betten, bereit sei. Zwei große lustige Zimmer, in welchen je 7 Betten standen, dienten zur Unterkunft, und eine oberflächliche Besichtigung ergab ein befriedigendes Resultat. Ich führte die Jungen hinein und gab Anordnung, daß jeder seine Stiefel mit den leichten Hausschuhen vertausche, sich wasche, das Hemd wechsle und vor allen Dingen stets seine Sachen beieinanderhalte. Mein Stubenältester fungierte erstmalig als Vorgesetzter und half mir mit Ordnung schaffen. Einer fragte mich, ob er schon ins Bett solle, aber ich stellte ihm vor, daß er doch erst Abendbrot essen müsse, und als ich fragte, ob er denn keinen Hunger habe, antwortete alle unaufgefordert: „Aber tüchtigen!“ Nun denn zum Essen! Im Speisesaal war eine große Tafel gedeckt, verlockend glänzte in den Pokalen die köstliche Limetta, und als jeder 4 warme Würstchen mit Buttersemeln erhielt, „sogar Senf gibts dazu“, bemerkte einer, da ging es an ein Schmausen, daß es eine Lust war. Dann gab es noch zwei große, mit Wurst und Schinken belegte Butterbröte, die aber trotz äußerster Anstrengung nicht ganz vertilgt werden konnten. Nach dem Essen wurden fleißig Notizen studiert, und man besprach die mutmaßlichen Pläne des Führers für den anderen Tag, welche übrigens niemand kannte. — Überall Interesse zur Sache, man war mit Leib und Seele dabei. Jeder wurde noch aufgefordert, eine Karte nach Hause zu schreiben, und hierzu erhielten unsere 5 Pensionäre eine solche aus der Kasse. Bald meldete sich der Sandmann, ein freundl. Gutenacht gegenseitig mit der Aufforderung, um 6 Uhr aufzustehen, und der erste frohe Tag war zu Ende. — Noch lange aber nicht in den Zimmern. Vor allem hatte doch jeder noch die gespendete Schokolade zu verzehren, und die Wogen der Unterhaltung gingen dabei hoch. Ich mußte die Autorität meines Zugführers Herrn Rose jr. sehr unterdrücken und drohte jedem, der wegen Lärms angezeigt würde, mit Entziehung der Limetta für den nächsten Tag. Das zog! Als ich nach einer Viertelstunde den Schlafräum wieder betrat, lag alles in friedlicher Rühe, nur einer rief leise im Traum: „Grüß-Rübezah!“, dem lag die Wagenfahrt noch in den Gliedern. Glückliche Jungen! Am andern Morgen wollte ich um 6 Uhr weden, da begrüßten mich frische, lachende Gesichter, ein Teil war schon auf und machte sich fertig, die anderen mußten im Bett verbleiben, weil wenig Platz war. Man hatte sich schon ganz gut und selbständig eingeteilt. Pünktlich  $\frac{1}{2}$  7 Uhr wurde Kasse getrunken, und nachdem von mir die finanzielle Seite geordnet war, um 7 Uhr abmarschiert. Doch das ist nicht so einfach, erst mußte angetreten werden, die Schlafräume wurden von meinem Zugführer nach vergessenen Sachen abgesucht, und richtig! fand sich immer etwas. Der Betreffende erhielt mit einem Rüffel vor versammelter Mannschaft sein Eigentum eingehändigt. Einer hatte seinen bald 2 m langen Bergstock, der ganze Kerl selbst war 3 Käse hoch, verloren, wo? sagt die Redaktion des Blattes. Er hatte das Leid schon lange bemerkt, denn bei der Wagenfahrt sei er herausgefallen. Ohne Bergstock ist der Tourist nur ein halber Mensch, also wurde ein neuer gekauft. Das Wetter war kalt, und ringsum alles dicker Nebel. Das stimmte mich recht traurig, denn ich konnte meinen Schätzlingen die Herrlichkeiten nur beschreiben, doch auch die Vorstellung wirkt nur halb, und der Eindruck des mächtigen Gebirges, der von Schreiberhau besonders groß ist, war

verfehlt. Hoffen wir, daß es besser wird. Vorbei ging es beim Moltkesfelsen und dem Kriegerdenkmal, einer schreibt in seinem Tagebuch Krügerdenkmal, er dachte an den seligen Ohm Krüger, und nach kurzem Marsch befinden wir uns in der Glashütte. Der mächtige glühende Hochofen, in welchem das Glas schmilzt, erregt großes Interesse, und als dann die Glasbläser ihre Tätigkeit begannen, die wunderlichen Dinger aus einem Klumpen Glas hervorbrachten, es drehten und schwangen, da war des Staunens kein Ende. Man drückte gegen die freistehende Barriere derart, daß sie umfiel, mit ihr verschiedene auf die Kase. Nur zu lange hatten wir uns aufgehalten, jetzt gings einem großen Naturtheaterspiel, der Zuckelflamm mit Fall, entgegen. Das war ein Brausen und Zischen, und der Wasserstaub hätte uns durchnäßt, wenn wir nicht fürsorglich unsere Wettermäntel umgelegt hätten. Machtvoll ergriffen waren alle von der Wildheit des Bildes, war doch mancher unter uns, der noch nie einen Wasserfall „von dieser Größe“ gesehen hatte. Noch einmal den Blick oben von der Straße in die tief unter uns liegende Klamm gewandt! Dann begann der erhebliche Aufstieg zur neuen Isel. Baude. „Langsam steigen, nicht vorausstrecken! beieinanderbleiben, nicht sprechen, tief die köstliche Luft einatmen,“ waren die immer wiederholten Lehren, die ich geben mußte. Ich lenkte die Aufmerksamkeit auf die Waldformation, durch welche man genau beobachten könne, wie hoch man sich befindet. Erst üppiger Wald, durchzogen mit dichtem Gebüsch, bis bei 1000 m die Stämme dicker und niedriger werden und auch vereinzelter stehen. Endlich bei 1200 m werden die Bäume immer dürliger, wir sind im Bannwald, der den größten Winterstürmen trotzt und schließlich strecken nur einige kümmerliche Fichten ihre dünnen Arme aus, die man Rauhen nennt. — (Fortsetzung folgt.)

Alfred Schneider (Marklissa): *Reform der Geschäftsaufordnung auf den Hauptversammlungen und Erweiterung des Vereinslebens im Riesengebirgsverein.* (Vortrag, gehalten in der Vereinigung der Riesengebirgs-Ortsgruppen am 1. November 1908 zu Lauban). Meine Herren! In der Hauptversammlung des Riesengebirgsvereins zu Marklissa am 9. Juni 1908 wurden Klagen laut, daß jetzt, nach 28jährigem Bestehen des Vereins, die Begeisterung der ersten Jahre gewichen sei, die Konkurrenz der seitdem entstandenen anderen Gebirgsvereine und Sport-Gesellschaften sich bemerkbar mache und große Ortsgruppen wie z. B. Breslau, Görlitz, Bünzlau, einen Rückgang der Mitgliederzahl zu verzeichnen haben. Der Antrag der Ortsgruppe Marklissa auf Einführung von Vorder-Rednern wurde als ein Mittel zur Erhaltung des Vereinslebens lebhaft begrüßt und zur Annahme gebracht. Täuschen wir uns aber darüber nicht, in H., daß wir mit dieser neuen Einrichtung schon alles Erstrebenswerte erreicht haben; es gilt vielmehr dem Verein etwas zu modernisieren, um zu verhüten, daß er in den althergebrachten Formen erstarre. Wenn wir zunächst den Geschäftsgang auf den Hauptversammlungen betrachten, so ist die Vergedung der kostbaren Zeit zu bedauern, die auf den Namensaufruf der Abgeordneten verwendet wird, anstatt am Saal-Eingang 4 Tische mit alphabetischer Ortsgruppen-Einteilung aufzustellen, an welchen sich die Abgeordneten unter Vorzeigung der ihnen von der festgegebenen Ortsgruppe ausgestellten Legitimationstafel bei ihrem Eintreten in die aufgelegten Listen selbst einschreiben können. Dadurch wird auch verhütet, daß nach der üblichen feierlichen Begrüßung der Versammlung durch hervorragende Persönlichkeiten die dadurch erzeugte Stimmung während der durch den Namensaufruf der Vertreter eintretenden Pause wieder abflaut und sich in eine allgemeine Biertrunk-Unterhaltung auflöst. Einer solchen schriftlichen Eintragung in die Listen steht nichts entgegen. § 36 der Satzungen besagt, „die Hauptversammlung prüft die Legitimation ihrer stimmberechtigten Mitglieder und entscheidet darüber endgültig,“ eine Vorschrift, die in der Praxis nicht befolgt wird und wohl auch nur für besondere Fälle vorgesehen ist. Eine weitere Vorschrift betreffs Feststellung der Anwesenden existiert nicht, sodaß der Versammlung vollkommen freie Hand bleibt. Eine weit wichtigere Sache ist eine Änderung der Geschäfts-Ordnung bei Beratung von Anträgen der Ortsgruppen. In jeder geschiebenden Versammlung, in allen großen Vereinen begründet zunächst der Antragsteller, der die Materie doch am tiefsten durchdrungen hat, seinen Antrag und sucht dafür Stimmung zu machen, dann kommt der offizielle Berichterstatter, worauf die allgemeine Kritik einsetzt. Anders im R.-G.-V. Hier ist das Wohl und Wehe jedes Antrags im großen und ganzen in die Hand der berichterstattenden Ortsgruppe gelegt, welche stets zuerst zum Wort gelangt und davon den ausgleichenden Gebrauch macht, gewissermaßen den Rahmen von der Milch abschöpft; denn es ist zweifellos, daß in einer Ver-

sammlung, in der in der Regel ein großer Teil Neuling in den Geschäften ist, die durch den Berichterstatter erzeugte Stimmung nicht gleich durch Gegenrede verwischt werden kann. Die antragstellende Ortsgruppe darf also von Glück sagen, falls die Berichterstattung sich für sie erklärt hat, muß sich aber gefallen lassen, daß von letzterer alle ihre Ideen vorweg entwölft werden, und sie, die Urheberin derselben, nichts Bedeutendes mehr vorbringen kann. Schlimm schneidet die Antragstellerin dagegen ab, wenn die Berichterstattung gegen sie spricht und, wie bei dem Jahrbuch-Antrag der Ortsgruppe Breslau 1907 in Petersdorf, noch weitere 2 Redner sich auch gegen sie wenden; als damals endlich der Vertreter genannter Ortsgruppe an die Reihe kam, hingen seine ersten Worte fast wie eine Entschuldigung, daß er es noch wage, den Antrag zu verteidigen. Es ist auch ein gutes Recht des Antragstellers, daß die Begründung, die er nach § 33 der Satzungen seinem Antrage beizufügen hat, in der Hauptversammlung vom Vorsitzenden bei Verlehung des Antrags gleichzeitig mit zur allgemeinen Kenntnis gebracht wird, was bisher nicht geschah. Möge also künftig jeder Antrag in erster Linie durch die antragstellende Ortsgruppe erläutert werden, darauf soll das Referat der berichterstattenden Ortsgruppe folgen, woran sich die freie Ausprache anschließt. — Eine durch das Herkommen geheiligte, im übrigen aber recht unpraktische Einrichtung ist die Abhaltung des Vereinstages zu Pfingsten. Seit der Begründung des Vereins ist, unterstützt durch den zunehmenden Wohlstand, die Lust an Reisen und kleineren Ausflügen, meistens mit Familie, in ungeahnter Weise gestiegen, die beste Gelegenheit hierzu bietet aber das liebliche Pfingstfest. So schwankt dann der erwählte Vertreter zwischen den Pflichten gegen den Verein und gegen seine Familie, und wie oft letztere den Sieg davonträgt, beweist die fortwährende Aenderung der angemeldeten Vertreter bis zur Gründung der Versammlung. Die festgebende Ortsgruppe empfindet den feststehenden Termin auch als ein wahres Kreuz, ein Teil der Hilfskräfte ist verreist, die Säle sind schwer und die Festmusik nur für sehr teures Geld zu haben, die bis zur letzten Stunde währenden Aenderungen in der Person der Abgeordneten erfordern immer neue Arbeit und machen die Festordner schließlich nervös. Darum Verlegung des Vereinstages auf einen gewöhnlichen Sonntag! Wenden wir uns nun, m. g., zu den Bestrebungen auf Erweiterung des Vereinslebens, ohne welche wir uns heute hier nicht zusammen geschlossen hätten. Es ist Ihnen vielleicht bekannt, daß der Gebirgsverein für die sächsische Schweiz in Dresden, der uns in mancher Beziehung als Vorbild dienen kann, alljährlich neben der Hauptversammlung eine Frühjahrs- und eine Herbstversammlung abhält, was bei der nicht sehr erheblichen Entfernung der Ortsgruppen von einander auch gut ausführbar ist. Das öftere Beisammensein bringt die Mitglieder einander näher, sie tauschen ihre Gedanken in Vereins-Angelegenheiten aus und fördern damit die Interessen derselben. Bei den teilweise großen Entfernungen unserer Ortsgruppen kann diese lobenswerte Einrichtung nur in der veränderten Form der Ortsgruppen-Vereinigungen ins Werk gesetzt werden. Solche Vereinigungen bestehen meines Wissens bereits in den Ortsgruppen-Vereinigungen im Osten des Riesengebirges und des Isergebirges, sie entstehen der eigenen Initiative der betreffenden Ortsgruppen. Wenn man bedenkt, daß die Hauptversammlung in der Mehrheit der Mitglieder stets neue Gesichter zeigt, welche doch in den wichtigsten Fragen die Entscheidung herbeiführen — unter den etwa 130—140 Anwesenden bilden nachweislich nur 50 derselben den alten Stamm —, so ist eine Vorstufe durch die Ortsgruppen-Vereinigungen wohl anzustreben. Nach dem gegenwärtigen Umfang des Vereins würde die Errichtung folgender Ortsgruppen-Vereinigungen empfehlenswert sein: 1. für das östliche Riesengebirge, mit dem Sitz in Landeshut oder Schmiedeberg; 2. für das westliche Nien- und das Isergebirge einschließlich Dresden und Görlitz, mit dem Sitz in Lauban; 3. für Breslau, Liegnitz, Glogau und die Vorberge des Riesengebirges, mit dem Sitz in Liegnitz oder Jauer; 4. für Berlin, Stettin, Bromberg, Potsdam, Spandau, Mark Brandenburg, Niederschlesien und Niederschlesien, mit dem Sitz in Cottbus; weiter liegende Ortsgruppen schließen sich ad libitum einer dieser Vereinigungen an. Die Ortsgruppen-Vereinigungen dürfen nicht nur geduldet, sondern müssen durch Statuten-Zusatz mit dem Rechte ausgestattet werden, selbständig Anträge an die Hauptversammlung zu stellen und je einen Vertreter in den Hauptvorstand zu wählen, die Mitglieder sollen durch wenigstens 2 bis 3 malige Zusammenkünfte im Jahre sich persönlich näher treten und neben den großen Gesichtspunkten die speziellen Interessen ihres engeren Vereins-

gebietes pflegen und vertreten. — Endlich mögen zur Belebung des Ganzen die Vereinsbestrebungen eine Erweiterung erfahren. Wege und Aussichtstürme sind im Großen und Ganzen genug gebaut, hierin kann ein kleiner Stillstand oder eine verminderde Tätigkeit eintreten, lassen wir unser Interesse sich auch noch anderen Dingen zuwenden! Dahin gehört die Errichtung eines Pflanzengartens in Hirschberg oder an einem anderen geeigneten Orte des Riesengebirges nach dem Vorbilde der von dem Gebirgsverein für die sächsische Schweiz bereits mustergültig geschaffenen Anlage in Schandau. In diesem Garten soll möglichst vollständig die Flora des Riesengebirges erhalten sein, der sich, nach Maßgabe der vorhandenen Mittel, diejenige aller europäischen Länder und der übrigen Erdteile in geschmackvollen Arrangements angliedern könnte, so daß wir mit der Zeit einen hübschen botanischen Garten befestigen würden. Ferner empfiehlt sich die Gründung einer Abteilung für Geschichte (historische Sektion), welcher als ihr Sondergebiet die Pflege der politischen und kulturellen Geschichtsforschung inbetreff unserer Heimat Schlesien zugewiesen wird; ihre Tätigkeit würde sich in Abhaltung wissenschaftlicher Vorträge und im Besuch denkwürdiger Orte (z. B. Schlachtfelder) unter sachverständiger Führung äußern, wozu jedes Vereinsmitglied eingeladen ist. Eine weitere Aufgabe bildet eine, wenn auch in kleinem Rahmen zu bemessende finanzielle Unterstützung zur Erhaltung von Burgruinen, wie erst jüngst im "Wanderer" mit Bezug auf Burg Lehnhaus vorgeschlagen; Anregung zum Wiederaufbau von Burgen (nach dem Vorbilde der Groditzburg) in historischer Treue auf Grund hinreichender Original-Vorlagen. Ausübung der Wohltätigkeit in geeigneten Fällen und im größeren Stil innerhalb des Vereinsgebietes, Ausdehnung der schriftstellerischen Tätigkeit durch Herausgabe eines Jahrbuchs, was wohl der nächsten Generation erst gelingen wird, und, dem Zuge der Zeit und der neuen Gesetze folgend, Zulassung von Frauen, welche schon immer als Mitglieder aufgenommen wurden, zu unseren Beratungen, wie ja auch eine Dame im Beirat zur Hauptleitung deutscher Studenten- und Schülerberbergen Sitz und Stimme hat. Möchten diese Vorschläge allseitig und wohlwollend geprüft werden und sich wenigstens für einen Teil derselben eine Mehrheit finden, die sie in Taten umsetzt!

Eschel, Mitgli. des Hauptvorstandes. Nach einer Mitteilung der Reg. Eisenbahn-Direktion in Breslau werden zur Erleichterung der Teilnahme an wintersportlichen Veranstaltungen im Gebirge verlückweise zwischen Breslau und Hirschberg mit Anschluß in Hirschberg nach Ober-Schreiberhau, Schmiedeberg und Krummhübel an den Sonntagen vom 27. Dezember 1908 bis 28. Februar 1909, sowie am 25. und 26. Dezember und 1. Januar, Sonderzüge mit zweiter bis viertter Wagenklasse abgelassen. Sonntagssfahrtarten haben Gültigkeit. Die Wagen 4. Klasse eignen sich besonders für diejenigen Reisenden, die ihre Sportschlitten, Skis usw. als Handgepäck mit sich führen wollen. Der Fahrplan ist folgender:

Abfahrt bezw. Ankunft	Stationen	Abfahrt bezw. Ankunft
5.20 * 6.31 6.36 7.21 7.24 7.34 7.48 7.57 8.18	ab Breslau (Freib. Bhf.) an Königszelt ab Dittersbach an Gottesberg ab Ruhbank " Merzdorf an Hirschberg	an ↑ ab { an ↑
Aug 1210		10.45 9.58 9.53 9.15 9.12 9.03 8.45 8.35 8.10
9.22 9.54	ab Hirschberg an O.-Schreiberh.	Aufenth. auf allen Zwischenstationen an ↑ ab ↑
8.25 8.45 8.59	ab Hirschberg an Zillert.-Erdm. an Schmiedeberg	Aufenth. auf allen Zwischenstationen ab ↑
8.49 9.14	ab Zillerthal-Erdmannsd. an Krummhübel	an ↑ ab ↑
		7.59 6.34 7.29 7.12 7.24 7.02
		Aug 673
		Aug 694
		Aug 17

\*) Zug 1210 fährt von Breslau Freib. Bhf. bis Königszelt mit dem Personenzug 768 vereinigt.